Wilhelm Schussen

Der verliebte Emerit



Strecker und Schröder / Stuttgart



Wilhelm Schussen

Der verliebte Emerit

Der verliebte Emerit

Roman von

Wilhelm Schussen, pseud.
Wilhelm Frick

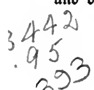
Verlegt von Strecker und Schröder, Stuttgart
1917

Den Umschlag zeichnete Friedrich Felger
Gedruckt bei Strecker und Schröder in Stuttgart

Erstes Kapitel

Zwanzig Jahre hindurch hatte Donatus Braig den Titel eines Musikdirektors geführt, genau so wie man seinen Vatersnamen und das Herzblatt der Mutter durchs Leben trägt, und oft war es ihm, als lebe er nicht sein eigenes, sondern ein für dieses Amt von anderen ausdrücklich erschaffenes oder konstruiertes Leben, als stellte er nur die nackte Inkarnation eines Titels dar, den nicht er selber, sondern die anderen aus unbegreiflichen Gründen benötigten.

Sein Vorgänger hatte Cyriak Egelhaaf geheißen. Vor diesem hatte ein Gabriel Lippus das Direktoramt verwaltet. Diesem war ein Alois Funk vorausgegangen. Diesem ein Hermann Fürneisen. Diesem ein Julius Läpple. Diesem ein Franz Xaver Fischer. Diesem ein Karl Huber. Diesem ein Johann Hollerith. Und so ging es fort, hinunter in die Vergangenheit als ein anscheinend nebensächlicher, bedeutungsloser, enger Schacht, in letzter Auffassung vielleicht bis in den unergründlichen Schoß des Anfangs, wo das Glück und die Erbsünden ruhen und wo ...



Die Weltgeschichte überläßt diese lärmlosen, unansehnlichen Ereignisse dem Eifer und dem Stolz der Lokalchronisten, denen das persönliche innere Leben nicht so wertvoll vorkommt, die aber mit einem Titel ebenso rührend und gewissenhaft wie mit einer Sonnenfinsternis oder der Entdeckung eines Serums operieren. Und warum auch nicht? Vor Donatus Braig hatte der Name des Cyriak Egelhaaf allwöchentlich zweimal, dreimal in den Blättern der Tagespresse geglänzt. Vor diesem der des Gabriel Lippus. Vor diesem der des Alois Funk. Vor diesem der des Hermann Fürneisen. Vor diesem der des Julius Läpple, dessen Direktorsruf mit den Uranfängen des Zeitungswesens zusammenfiel, mit der Gründung des konservativen „Tagesboten", des liberalen „Stadtanzeigers".

Nach Donatus Braig würde der nun fast einstimmig erkorene Ferdinand Kißling an der lecken Stelle glänzen und das geistige Gefäß abgeben, worin die städtische Öffentlichkeit ihre Sehnsucht nach den idealen, großen Gütern, nach Ruhm und Ehre, Kunst und Göttlichkeit niederlegte, insofern es nur nicht mit allzu heftigen Kosten verknüpft war.

Im Privatleben, auf der Straße und so fort, beachtete man den Direktor Donatus Braig schon viel weniger. Das vollzog sich nach einem alten Gesetz, nach dem man sogar die Gegenwart Gottes in seinem

eigenen Hause vergaß, wenn etwa bloß der Mesner mit einer Kerze über den Hochaltar schritt oder die Pflugwirtin im neuen Sommerhut hinter den Jungfrauenbänken Platz nahm. Das wird ewig so bleiben.

Direktor Donatus Braig hatte in der letzten Woche beim Gauverbandsfest als Preisrichter fungiert und die Massenchöre in der gewohnten großzügigen, effektvollen Weise dirigiert und stürmischen Beifall geerntet. Vorgestern hatte er die Königliche Hofnachtigall Theresia Holder am Klavier begleitet, die für den Abend fünfhundert Mark verlangt und, was noch viel unerhörter war, auch wirklich bekommen hatte. Und gestern hatte er, einem ehrenvollen Rufe folgend, gar bei der Aufführung schwedischer Baritonballaden in der Landeshauptstadt mitgewirkt. Virtuos, glänzend, zündend wie immer.

Das alles stand wie immer ausführlich in den Zeitungen, im konservativen, freiheitlich angehauchten, auflagearmen „Tagesboten", im linksliberalen, alliebenden, abonnentengewaltigen „Stadtanzeiger". Man hätte sein Nachtmahl nicht in der herkömmlichen Weise verdaut und nicht ordnungsgemäß geschlafen, wenn man nicht die dem Direktor Braig gewidmeten üblichen begeisterten Attribute, selbstverständlich ohne indessen irgend etwas dabei zu denken, vorher pflichtschuldig mitverschluckt hätte. Übermorgen würde der

Musikdirektor die Frau Stabsarzt Bentele, das Fräulein Elvira von Wackerzapp und den dritten Sohn Theo des Kommerzienrats Leykauf im Wohltätigkeitsbasar in gleich virtuoser, glänzender, zündender Weise begleiten und gleich oft und stürmisch bejubelt werden. Daran war jedermann gewöhnt. Schon von Cyriak Egelhaaf her. Von Gabriel Lippus. Von Alois Funk. Von Hermann Fürneisen. Von Julius Läpple. Von Franz Xaver Fischer. Von Karl Huber. Von Johann Hollerith. Das interessierte weiter keinen Menschen.

Das Gerücht, daß der Direktor Donatus Braig zuzeiten seine Frau Auguste verprügelte, interessierte schon bedeutend mehr, ein Gerücht, das übrigens nicht der Wahrheit entsprach, ebensowenig wie das andere, daß die hübsche Chorsängerin Sibylle ein Kind von ihm habe. Weiterhin sprach man in der Öffentlichkeit davon, daß des Direktors ältester Sohn Franz ein großer Tunichtgut vor dem Herrn wäre, daß der dritte Sohn Raimund, der Pfarrer werden sollte, durch ein Liebesverhältnis und Wagnerische Musik wieder von der Theologie abgekommen wäre, daß der legitime Benjamin der Familie, der bleiche Felix, vor einem halben Jahr eine sehr reiche Frau geheiratet hätte. Auch von Braigs Halbbruder Florian, der als ein bekannter Dichter ebenfalls vom Ruhm lebte, ging ab und zu die Rede.

Den Stamm seines Einkommens erwarb sich Donatus Braig als Chordirektor an der Kilianskirche. Das zu einer erträglichen Existenz noch Fehlende trug er als Brosamen in Privatstunden und durch anderwärtige Dirigentendienste zusammen. So unterrichtete er zum Beispiel in der jüngsten Zeit das Töchterlein des Majors Dalacker auf dem Klavier, den Sohn Karl Hanns auf der Geige. Den zehnjährigen Filius des Privatiers Nack lehrte er das Flötenspiel. Das Fräulein Rosalie Butscher aber wollte ihrem Bräutigam zu Gefallen die Zither studieren. Und so ging es fort.

So war es gewesen von Anfang an bis auf den heutigen Tag. Dreißig ruhmvolle Jahre lang, so daß sich in der Stadt kaum eine Herrschaftstür befand, die Donatus Braig nicht aufgeklinkt, und kein Pianinostuhl, auf dem er nicht gesessen hätte. In diesen Familien wurde er, sofern die Zeit es erlaubte, zwar immer ehrerbietig als Direktor angesprochen, im Grunde aber der Dienerschaft zugerechnet. Eine ansehnliche jährliche Pauschalsumme erwarb Donatus Braig als der künstlerische Leiter der „Liedertafel", unter deren Fittichen die Zeit zwischen ersten und zweiten Preisen, rauschenden, schönheitstrunkenen, bacchantischen Sängerfahrten, auf Tod und Leben sich erstreckenden Auseinandersetzungen, gegenseitigen wilden, für Zeit und Ewigkeit geltenden Kündigungen und nachherigen weingetragenen brüderlichen Versöhnungen

hinfloß. Im Gymnasialorchester dirigierte er allwöchentlich eine lärmende dissonanzengeschwängerte Sonntagsnachmittagsprobe, die ihren ideellen Lohn in einem brausenden Beifall am Geburtsfest des Landesherrn und am Schulschluß im reisigverzierten, damengeschmückten Festsaal des Lyzeums fand. Auf Sängerbundesfeiern und Gauverbrüderungen figurierte er abwechselnd als Preisrichter und Massenchorleiter, und der „Tagesbote" und der „Stadtanzeiger" versäumten es nicht, mit dem entsprechenden Bombast und Sprachflug davon Bericht zu erstatten. In geziemenden Abständen nahm der allergnädigste Landesvater eine der zahlreichen, nicht allzu heftig beachteten musikalischen Kompositionen des Direktors Donatus Braig huldvoll und mit der üblichen Unkenntnis des vorliegenden Sachverhaltes entgegen, was natürlich wieder in großen Lettern auf der Hauptseite der beiden städtischen Blätter prangte.

Frau Auguste hatte die betreffenden Zeitungsnummern immer sorgfältig zurückbehalten und auf dem Bühnenboden schichtenweise neben Holz und Torf liebevoll aufgehoben. Und nun würde man einen eigenen Möbelwagen beschaffen müssen, wenn man beim bevorstehenden Umzug die überschwenglichen Ruhmeszeugen alle mitführen wollte.

Wie lächerlich war doch im Grunde dieses ganze lorbeerbekränzte ruhmerfüllte Leben gewesen! Und

wie eine Erlösung überfiel es den vom Schauplatz abtretenden Direktor Braig, daß dies alles sich zu Ende neigte und ein neues wahres Leben begann, das seiner innern Persönlichkeit und dem innersten Wesen wirklich entsprach. Er segnete beinahe das Ohrenübel, das ihm in der letzten Zeit den Dienst erschwert und nach der Überzeugung seiner Gegner schließlich unmöglich gemacht hatte.

Donatus Braig erhielt als Chordirektor an der Kilianskirche ein bescheidenes, aber schließlich ausreichendes Ruhegehalt. Die „Liedertafel" steuerte aus eigenem hochherzigen Antrieb eine jährlich fällige lebenslängliche Ehrengabe von einigen Goldstücken bei. Die ehemaligen Orchesterschüler überbrachten dem verehrten scheidenden Dirigenten ein aus lauter echten Briefmarken gefertigtes, von einem weißen, gerippten Rahmen umschlossenes und nach ihrer Meinung großartiges Gemälde, das einen ausruhenden Wanderer darstellte. Die dankbaren derzeitigen und vormaligen Stundenbeflissenen widmeten dem ruhmvollen, gottbegnadeten, unvergeßlichen Lehrer einen gewaltigen gepolsterten Ruhesessel mit geschnitzten Armlehnen. Der Landessängerbund erhob ihn im Angesicht des Königreichs zu seinem Ehrenmitglied und ließ ihm eine Beethovenbüste mit Löwenlocken, Vatermörder und Urweltskinn überreichen. Die Stadtgemeinde erfreute ihn durch einen goldenen Ring mit dem auf Halb-

edelstein gravierten Stadtwappen. Der joviale Major Dalacker sandte ein Fäßchen kühlen Seewein, der Rentner Nack einen silbergefaßten Zahnstocher, das Fräulein Rosalie Butscher . . .

Beinahe hätte eine letzte brennende, ungestüme Wehmutswoge den Abschied erschwert und dem Gefeierten die vor ihm aufblühende gottgeschenkte, unter Schmerzen ersehnte zukünftige Freiheit vertrübt.

Direktor Donatus Braig würde nach dem Dorfe Sankt Stefansbach übersiedeln, wo sein berühmter Halbbruder namens Florian das Dichteramt ausübte.

Das alles und vieles andere stand noch einmal ausführlich im konservativen, durch fortschrittliche Tendenz gemilderten „Tagesboten“ und im linksliberalen, durch patriotische Gesinnung besänftigten „Stadtanzeiger“, aber dieses Mal auch schon auf der dritten Redaktionsseite neben Arbeiterschutz, Wehrvorlagen und Weinzollordnung, weil die Vorzugsspalten bereits dem Nachfolger Ferdinand Kißling eingeräumt werden mußten. Le roi est mort: vive le roi. Es war auch hier nicht anders.

Der resignierte Direktor Donatus Braig würde, so hieß es weiter, in seinem neuen Aufenthaltsort ein schmuckes, freundliches Landhaus beziehen. Ebenda lebte auch der älteste seiner Söhne, der auffallend aus der väterlichen Art schlagende Jakob, der hier ein bäuerliches Anwesen umtrieb. Sankt Stefansbach

lag unweit einer bekannten Bahnstation, von welcher aus man mittels Vorortszugs in nicht ganz einer Stunde die Großstadt erreichte; es ward ferner von einem nahmhaften, kraftvollen Alpenstrom berührt, der sein in einem bekannten prächtigen segelbewimpelten See geläutertes und erwärmtes, wonnig grünes Gebirgswasser über den Sommerschnee von Ranunculus aquatilis über goldene Wasserrosen und die zauberischen Schatten uralter Weidenbäume hinweg der ewiggeliebten blauen meeressehnsüchtigen Donau zuführte. Fast von jedem Teile des Ortes aus überschaute man — so schrieb der redselige „Tagesbote" weiter — die blaßblauen Kuppen der nahen Alpen in einer hohen, durchsichtigen Klarheit, oder man genoß das Gebirge als eine weit ins Unendliche hinausgerückte wundervolle Silhouette oder als ein mild rosa erglühendes, überirdisch verklärtes Traumgebilde oder als eine weiße, zackige, trotzige, von Schnee erfüllte, sich stolz und fremd von der Landschaft abhebende Schöpfertat. In kaum zweistündiger Wanderung aber erreichte man ein ausgedehntes Torfmoor mit tiefbraunem trägen, windstillen Brackwasser, dunkeln, lautlosen, verschwiegenen Moosbächen, gespenstigen Kiefern, einsamen, ewigkeitsschwangern, von rotblühenden Sauergräsern, nachtblauen Teufelskrallen, hochnordischen Steinbrechen bewachsenen Heideflächen und vor allem mit weichen, elastischen, immer kühlen, reizvoll gewundenen Fuß-

pfaden, über denen der schrille, unablässige, eindringliche, erregende Ruf der kreisenden Kiebitze dissonierte, Birkhühner und Wildenten dahinzogen, altheidnische Moorwesen in den dicken Nebeln und Wolken geisterten; lauter Dinge, auf die der Direktor Donatus Braig als geborenes Riedkind ein besonderes Gewicht legte und deren weltfremde Schönheit er so oft seinen Bekannten gegenüber ins Licht gesetzt hatte — — —

Bis auf den letzten Pinselstrich war das alles im „Tagesboten" und im „Stadtanzeiger" ausgemalt; das präsentierte sich hier so selbstsicher, daß die Tatsachen sich davor geduckt hätten, wenn es sich auch nicht in allen Teilen so verhalten hätte.

Aber bereits prunkten auch mit ebensolcher, wenn nicht mit gesteigerter Weise und Ausdrucksfähigkeit die wertvollen Personalien des Nachfolgers Ferdinand Kißling in den beiden Zeitungen, der bisher als Musikmeister eines Halbbataillons in einer kleinen Garnison seine Zeichen und Wunder getan hatte. Kißling genoß sogar trotz seiner jungen Jahre schon einen gewissen Ruf als Komponist. Große Energie, schöpferische Auffassungsgabe, Kenntnis der Klangwirkung sämtlicher Instrumente, ein ungewöhnliches Einfühlungsvermögen, bedeutende Modulationsgaben, rhythmische Schwungkraft, subtiles Stilgefühl, des fernern ausnehmende persönliche Liebenswürdigkeit, ausgezeichnete gesellschaftliche Bildung wurden dem

Amtsnachfolger unter vielen anderen vorzüglichen Eigenschaften laut und feierlich zuerkannt. Auch nannte er eine stattliche, liebreizende Gemahlin und drei prächtige Kinder, einen Jungen namens Rolf und zwei holderblühte Töchter, Elvira und Petrea mit Namen, sein eigen.

Donatus erlebte diese alberne Komödie, die er selber einmal alles Ernstes durchgemacht, noch einmal in ihrer ganzen schauerlichen Tragweite und grenzenlosen Lächerlichkeit. Es war aber auch ein Weltbegebnis, wenn dem vierzehnten städtischen Musikdirektor zu Himmlingswang der fünfzehnte nachfolgte! Er glaubte das jetzt schätzen und würdigen zu können wie kein anderer. Aber nichtsdestoweniger verbrachte er die letzten Wochen seines Himmlingswanger Daseins zwar mit einer gewissen gebührenden Verachtung für alle diese Kümmerlichkeiten, aber auch in einer gewissen Kränkung und Feindschaft gegen die, wie ihm nun schien, undankbare Stadt, die den Nachfolger Kißling so über alle Maßen ins Licht rückte. Und kaum konnte er den Tag erwarten, an dem er endlich mit Hab und Gut, Weib und Wünschen, dem notdürftigen Ruhegehalt, der Ehrenzulage der Liedertafel, der Beethovenbüste des Landessängerbundes, dem goldenen Stadtring mit dem Wappen auf Halbedelstein, dem großartigen Briefmarkengemälde, dem silbernen Zahnstocher des Rentners Nack, dem Fäßchen kühlen Seewein und

dem ledergepolsterten, geschnitzten Ruhesessel in ein neues eigenes, wirkliches persönliches Leben, das die lechzende Seele erquicken sollte, einfuhr.

Wie aber die klatschende Stadtpresse letzthin die neue Frau Direktor Kißling emporhob und lobpries, das bedeutete schon mehr eine versteckte, beleidigende Bosheit gegen den Ehebund des Vorgängers! So deutete wenigstens der sich verletzt fühlende Donatus die Sache. Aber er hatte seine Frau jedenfalls einmal aus Liebe geheiratet, wenn er sich auch im Laufe der langen eintönigen Ehejahre in dieser und jener Hinsicht innerlich manchmal von ihr entfernt hatte. Den Streich mit der Kellnerin Verone hätte er am Ende ebenso gut unterlassen können. Indessen ging dieser Streich eben auf Rechnung seines Künstlerblutes, das auch seine Rechte forderte und immerhin eine gewisse Entschuldigung bildete. Er hatte seine Gattin Auguste am Ende auch nicht so oft, als es die Himmlingswanger Öffentlichkeit wünschte, in Gesellschaft geführt; doch auch dies geschah wieder nur aus kluger Vorsicht und Gründen des Taktes. Hin und wieder hatte er, wie das so geht, wohl auch den Zorn und Unmut an ihr verkühlt. Damals, als sie seine lenzselige Künstlerepisode cum annexis, die er als Christ und Mensch vorschriftsmäßig innerlich und äußerlich bereute, nicht verstehen wollte, hatte er ihr sogar mit der Faust gedroht und sie in der Erregung

in den Pflasterhof hinabwerfen wollen. Aber das war mehr bloßes Theater als rechter Ernst gewesen, und die lieben Nachbarn hätten bei jener Gelegenheit nicht so ungestüm und übereifrig zu Hilfe zu eilen brauchen. Sie waren sonst nicht so flugs und willig zur Stelle, wenn man ihrer einmal wirklich bedurfte. Es wäre auch ohne ihr eifriges Dazwischentreten nichts Schlimmes geschehen. Im übrigen hatte er seiner Frau Auguste damals insgeheim im innersten Herzen hinterher hundertmal Abbitte geleistet. Es übernahm ihn jetzt wie zum Trotz eine neue, längstvergessene Zärtlichkeit gegen die Gattin, die der „Tagesbote" und der „Stadtanzeiger" nach seiner Meinung nun so unfein beiseite schoben.

„Freust dich wohl, Mutter, he? auf unsere" — er wollte sagen auf unsere Erlösung — „auf unser neues Leben in Sankt Stefansbach?" fragte er weich, indem er, mit einer Vorhangstange unterm Arm vom Stuhl steigend, die Hand auf ihre runde, breite Schulter stützte.

„Wenn du dich freust, warum dann nicht", sagte sie herzlich. Ihre Stimme klang jung, voll, stark und seltsam verändert in den leeren Räumen; ihr Antlitz mit den etwas ins Bläuliche schimmernden, von leisen dunkeln Blutäderchen durchzogenen, runden roten Wangen erschien plötzlich wie verjüngt, und die vollen roten Lippen leuchteten frisch und einladend unter der unbekümmerten breiten Stumpfnase herauf.

Donatus aber stand in diesem Augenblick in tadellosen weißen porösen Hemdärmeln wie ein wiedererstandener modernisierter Wieland der Sage mit Hammer und Zange, von glühenden Impulsen geladen, von neuen Kräften angestürmt, zukunftsselig, lichtgeküßt, und trotz seiner vierundfünfzig Jahre jung und heroisch in der Mitte des Zimmers. Er überragte seine Frau Auguste um Kopf und Hals. Ein leichter trüber Schweiß sickerte ihm durch die kurzen blonden Haare am Hinterkopf in den festen, breiten, geröteten Nacken, als er sich jetzt in den Fensterrahmen beugte, um auf die Straße hinauszusehen.

„Paß auf, das wird endlich mal ein Leben, Auguste", sagte er im Überschwang der Gefühle. Er lachte wie ein Kind. Seine noch gut erhaltenen Zähne in dem etwas kleinen, weichen, fraulichen Mund strahlten förmlich in die Helle des Tages, seine hohe breite Stirn stand hell und glatt über den dünnen blonden Augenbrauen, die rasierten Wangen glänzten in einem innern Schimmer, der noch vollkommen blonde, nicht sehr starke Schnurbart blühte im Licht, und um das runde rasierte Kinn waren Sonnigkeit und alle Möglichkeiten des Übermuts angeschwemmt. „Paß auf," sagte er noch einmal, „das wird endlich ein Leben werden!"

Um nicht den hundertfach durchgekosteten Abschied noch einmal nehmen zu müssen und den nicht immer

echten Wünschen, Blumen und Tränen von Freunden und engern Bekannten am Bahnhof zu entgehen, war der resignierte Direktor Donatus Braig mit dem Nachtzug vorausgefahren, hatte in der nächsten größern Bahnstation übernachtet und hatte seine Frau Auguste allein den letzten Abschiedsstürmen ausgesetzt. Diesmal hatte er sich nicht daran gekehrt, ob sie am Ende ein Fremdwort oder irgendeine alberne Vokabel falsch aussprechen oder an den unrechten Platz setzen würde. Diesmal war sie genug geschliffen und gesellschaftsfähig gewesen, dort zu stehen, wo er selber nicht stehen mochte.

Es folgte dann eine lange umständliche, an sich nicht sehr interessante gemeinsame Eisenbahnfahrt, die den gewesenen Direktor Donatus aber in seinem jetzigen Zustand wie Sieg und Seligkeit dünkte. Es war ihm, als würde die Luft mit jeder Stunde reiner, würziger, freier, erhebender; er lachte seiner Frau Auguste wie ein glückgeküßter Jüngling in die freundlichen braunen Augen, wies mit der Hand nach blanken, sonngetränkten Dörfern hinaus, nach den schloßgekrönten fernen blauen Kalkwänden, zeigte mit hüpfendem Finger nach einem äsenden lichtlackierten roten Reh, wie er es so entzückend schöpfungsfrisch bislang nie gesehen ... Das war ein fortgesetztes Aufschnellen und Augenrauben, als wären diese Weltsachen erst gestern von einer Schöpferhand nagelneu in den Raum gestellt worden.

2*

Als sie dann am Spätnachmittag dem Zug entstiegen und in der bereitstehenden Kutsche des Posthalters der Bezirksstadt Platz nahmen, die sie in das ersehnte Sankt Stefansbach fahren sollte, lag das Land blau und weit unter einem wundersamen Himmelsbogen vor den dankbaren Augen des emeritierten Direktors Donatus. Blaugrüner, leise und getragen wogender Roggen stand hoch in den Äckern am Wege; von den Wiesen blitzten die Zinken der Heugabeln, flirrten die Kopftücher der Recherinnen, und hellglänzende Möwen belebten die mattblaue lichtgeschwängerte Luft.

Das Gebirge war verdeckt.

„Ich bin doch froh," sagte Donatus überschwenglich, „daß wenigstens einer unserer Söhne, der Jakob in Sankt Stefansbach, so recht eigentlich mit der Erde verwachsen ist; denn wohl noch nie in dem Maße wie jetzt eben habe ich begriffen, was das eigentlich für ein blaues Wunder bedeutet, mit Sonne und Feld, Korn und Wetternöten, mit Himmel und Erde und aller Kreatur in Drangsal und Gedeihen, Verderben und Auferstehung verknüpft und verschwistert zu sein, und Tag für Tag und Stunde für Stunde die Arbeit, die Last, das Glück, sein Menschentum und die ganze Geschäftsordnung der Seele und der Sinne unmittelbar aus den Händen des Schöpfers zu empfangen und in dieser Weise immer mit dem Anfang und Ende der

zeitlichen Dinge, mit dem Unendlichen und Ursächlichen, dem Ewigen und Unergründlichen aufs innigste verbunden zu sein. Das ist wunderbar. Das erhebt wie Opferrauch." Er streckte den Arm begeistert weit über den Rand des offenen Wagenfensters hinaus.

„Und hast dich so lange dagegen gesträubt, daß Jakob Landwirt werden sollte", sagte Frau Auguste lächelnd.

„Gewiß, Mutter, habe ich mich gesträubt," gab Donatus unwillig zu, „das heißt, ich war eben dafür, daß er jedenfalls zuvor eine Ackerbauschule absolvierte, um wenigstens als lateinischer Bauer zu gelten, aber dieser hartgesottene Jakob hatte eine solche Abneigung gegen alles, was Studium hieß, daß er sogar den Knechtdienst der Schulbank vorzog. Heute verstehe ich das eigentlich zum erstenmal, ja heute imponiert mir die unbekümmerte Gangart dieses Menschen. Ich wünschte nur, Raimund und Franz hätten auch etwas von dieser lehmichten Nüchternheit; denn die beiden haben entschieden zuviel Phosphor im Gehirn."

„Das ist schon Vatergut", versetzte Frau Auguste mit einem etwas schmerzlichen Lächeln.

„Aber ich habe doch schaudervolle dreißig Jahre als der Vierzehnte auf dem erwärmten Sitz des Dreizehnten gesessen", protestierte Donatus.

„Bist im Grund nie so recht gesessen, davon weißt du nur selber nichts", behauptete aber Frau

Auguste; sie verschluckte einen aufwallenden Trieb zum Weinen und dachte im stillen daran, was sie all die Jahre her in dieser Hinsicht durchgemacht und wie sie immer gleichsam die Schuld dafür getragen, daß er sein wildes Blut nicht zügeln konnte, und wie die Söhne nun in des Vaters Fußstapfen traten.

„Weil ich eben mein eigenes Leben als meine eigene Sache betreiben wollte!" grollte Donatus noch einmal. „Aber jetzt fällt uns diese rote Sehnsucht wie ein spätes Glück in den Schoß. Ah, ich kann dir gar nicht sagen, wie losgelöst und glücklich ich mich fühle. Herrgott, da sind wir ja bereits . . . Dort steht richtig schon Jakob!"

Donatus erhob den rechten Arm und schüttelte die grüßende Hand ins Licht hinauf. Und schon öffnete der Kutscher des Posthalters die Wagentür, vornehm und verbindlich wie ein Wiener Fiakerlenker.

Jakob, dessen Ökonomieanwesen dem erwählten väterlichen Ruhesitz gegenüber etwas niedrig, aber schmuck und behäbig in die Welt schaute, stand hemdärmelig und barhäuptig vor der offenen Gartenpforte. Sein hohlwangiges, unrasiertes Gesicht leuchtete nun plötzlich in einem Schein warmer, tiefer Herzlichkeit, als jetzt die Mutter mit ihrem schwarzen Strohhut, woran eine einzige rote Rose schwankte, vom Vater aus dem Wagen gehoben ward. Er streckte ihr die behaarte, magere Rechte entgegen, die sie mit beiden

Händen mütterlich drückte, indem sie heftig in den Hals hineinschluchzte und nur mühsam eine Schwächeanwandlung niederkämpfte.

Darauf erschien der von den erregenden Erlebnissen des Tages stark gerötete Kopf des Vaters Donatus unter einem hellgrauen blaubebänderten Filzhut in der Lichtung der Wagentür. Der Direktor mußte den vollen breiten Rücken kunstgerecht drehen und sich tief bücken, um aus der niedrigen Kutsche zu kommen.

„Jetzt Grüß Gott, Jakob. Da wären wir also!" rief er dem steif dastehenden Sohn entgegen, der in diesem Augenblick mit seinen achtundzwanzig Jahren wie ein Fünfunddreißiger aussah. „Nun, was sagst du dazu, he?"

„Erstens," hub Jakob trocken an — er wiederholte das Wort zweimal — „erstens verstehe ich's nicht. Und zweitens," er stockte und setzte zweimal von neuem an — „und zweitens bin ich auch nicht alt genug dazu, um es zu verstehen", endigte er mit einem verschmitzten Bauernlächeln.

Dem Vater Donatus Braig fiel heute zum ersten Male an diesem Lächeln ein ihn beinahe abstoßender Zug auf, den er sein Lebtag noch an keinem Menschen gesehen, und den Jakob vielleicht mütterlicherseits von einem Urahnen her überkommen hatte. Jedenfalls enthielt dieses Lächeln etwas, das ihm frostig bis in die Zehen und Fingerspitzen lief.

Er wollte eben etwas darauf erwidern, doch da schritt die Sohnesfrau Agnes, ihr tiefdunkles Haar glattgekämmt und noch naß, die etwas knollige, aber nicht unschöne Nase lebensfroh in der Luft, auf dem Arm ein Kind und zwei andere an den Enden der Schürze nachziehend, jung, frisch und sicher über den kleinen eingefriedigten Rasenhof, durch den ein karger Kiesstreifen auf die Straße mündete. „Grüß Gott", sagte sie zu dem Angekommenen, ihm ihre feste und doch leichte, weiche Hand bietend, offen und selbstverständlich und aus klugen Augen lächelnd. „Sag schön Grüß Gott zum Großvater, Pepi, und auch du, Rese, und du auch, Ignaz", fügte sie, etwas aus der Rolle fallend, bei, weil Jakob ein so unkultiviertes Gesicht dazu schnitt.

Unter der braungelben Haustür neben dem Hühnerloch lehnte in kirschrotem Leibchen und grobleinenen weißen Hemdärmeln Jakobs Schwiegermutter, die alte Schwaigbäuerin, die ein schwarzes ins Grünliche schillerndes, verwittertes Kopftuch umgebunden hatte, das die Stirne fast vollständig verdeckte. Sie hielt die rechte Hand schützend vor die Augen und schaute durch ihre dunkle Starbrille wie eine seltsame, fragende Traumgestalt auf den glückstrahlenden Direktor. Mit großen Schritten und lebhaft grüßend ging Donatus auf die Alte zu.

Auch dem Hannes, dem ledigen Bruder der Agnes, der mit übergeschlagener rechter Wade, die Hände

unter der nicht sehr sauberen Anstreicherschürze, barhäuptig und versonnen lächelnd sich rücklings an den Gartenzaun stützte, ging er mit tapferer Fröhlichkeit entgegen. „Immer wohl auf, Hannes?"

Hannes wiegte seinen ratzekahl geschorenen Kopf und lachte dem Vetter Donatus, ohne etwas zu erwidern oder die Hände aus den Hosentaschen zu ziehen oder sonstwie seine lässige Haltung aufzugeben, aus einem dunkelroten, aufgeschwemmten Gesicht und verschwommenen, halbverschlüpften Äuglein treuherzig ins Antlitz.

Währenddessen erschien die Magd des Stiefbruders Florian mit blühweißen Herrschaftsmaschen im Haar, eine Platte kalten Geflügels tragend. Sie bestellte einen Gruß von seiten der Schwägerin Emilie und überbrachte die Botschaft, daß der berühmte Florian auf einige Tage mit einer befreundeten Berühmtheit zusammen in dem eine halbe Stunde von Sankt Stefansbach entfernten einsamen Waldwirtshaus Knollenkreuth den Tag und die Nacht verbringe und man die Freude des Wiedersehens darum bis auf weiteres verschieben müsse.

Zweites Kapitel

Das Häuschen, das der Emerit Donatus Braig käuflich erworben hatte, befand sich etwa in der Mitte des Dorfes, von der Straße durch einen umzäunten Streifen Ziergarten getrennt mit Rosenbäumen und goldenen, roten und blauen Glaskugeln. Die nach Süden sich öffnende Rückseite des Gebäudes bildete indessen den Hauptteil. Hier dehnte sich ein ebenfalls umfriedigtes Rasenland mit einer Anzahl Obstbäume, zwei alten vollkronigen Eichen, einigen Erlen und Eschen. Ein jäher sonniger Hang fiel zu einem von abenteuerlichen, rauhborkigen Weidenbäumen teilweise beschatteten Alpenwasser ab, das in der Tat mit so zartem, magisch glasgrünem Fluß und so heimlichem, untergründigem und doch raschem Lauf begabt war, wie der wortreiche „Tagesbote" es gemalt hatte, und dessen jungfräuliche Wasserrosen und die bräutlichen Nymphenkränze des Ranunculus aquatilis in einiger Ferne betrachtet tatsächlich wie vergessener Schnee erschienen, wie es der „Stadtanzeiger" mit überfließendem Pinsel so glücklich geschildert hatte.

Im Garten selber öffnete ein scharlachener Mohn mit dunkeln, großen Honigmalen seine lichtschäumenden Kelche neben den wundervollen Rosetten üppiger Rhabarberkräuter. Rote und überirdisch weiße Lilien wiegten ein verklärtes Sonnenleben in der Bläue. Große schwarzblaue, samtene Violen mit seltsamen Phosphoraugen nickten gedankentief im Schatten aufquellender Rosen. Über einer lauschigen Laube griffen zarte, wie eben ins Leben gesprungene Rebenranken mit sehnenden Gliedern tastend und bebend nach einem Halt. Ein voller, rundgebauschter blühender Holunderstrauch sandte das erste betäubende Sehnsuchtsopfer in den Duft des blauen Tages. Wilde Rosen schlugen einen schwellenden Triumphbogen um den Eingang eines versteckten Gartenhauses. Von einem Nachbardache bohrte ein märchenblauer Pfau seine eigensinnige, schrille Stimme in die köstliche Stille. Wildentenpaare strichen über das grüne Blachfeld jenseit des Stromes. Die Ferne verschwamm in lauter Blau.

Der resignierte Direktor Donatus stand mit gekreuzten Armen, den vollen Rücken gegen die sonngetränkte Giebelwand gelehnt, in Hose und Weste auf dem Balkon des Dachstockes und atmete wie trunken die selige Luft, das heranflutende wundervolle Grün, das durchsilberte Blau der Weite ein. „Nun, was sagst du dazu, Mutter?“

Aber Frau Auguste war bereits dermaßen im Garten beschäftigt, daß sie seine Frage völlig überhörte.

Nun ward der alte Traum des Herzens endlich glorreiche Wirklichkeit! Nun besaß man die Freiheit, die Ruhe, den Frieden, das Glück, den Stern seiner Seele! Donatus schloß die Augen und lächelte.

* * *

Erst nach einigen Tagen konnte man den berühmten Stiefbruder besuchen.

Florian hatte sich ein im hinteren Teile des Dorfes gelegenes ehemaliges Schloßgütchen auf Lebenszeit gesichert. Das Gut bestand zunächst in einem die Straße säumenden länglichen Mauergebäude mit unbenützter Torwohnung. Daran schloß sich ein barockes Kapellchen mit runden, von schmiedeeisernen Fischblasen verzierten Fensterbogen und einer braunrot gestrichenen blechernen Zwiebelkuppel, darauf aus goldenem Knauf ein flimmerndes Doppelkreuz emporsproß. Von der kahlen Kalkwand grüßte das renovierte Bild einer gekrönten Madonna, die vom Maler mit fast possenhaft kleinen, auf geflügelten Engelsköpfen und Wölkchen postierten Füßen bedacht war.

Mutter Auguste staunte nicht wenig. Auch Donatus begriff jetzt nicht, warum er bei seinem

jüngsten kurzen Hiersein anläßlich des Hauskaufes keine Zeit gefunden, das Anwesen des Stiefbruders zu besichtigen.

Das eigentliche große Haupttor war verschlossen. Aber durch eine kleine Gitterpforte gelangte das Ehepaar in einen von hohen, alten Mauern eingefaßten Innenhof, worin das zweistöckige, ebenso wie das Torgebäude in einem ansprechenden Barockstil erstellte Wohnhaus etwas klein und kümmerlich aus dem großen Platz sich aufreckte. Die noch viel kleinere unbenutzte Scheuer aber erweckte in ihrer Winzigkeit geradezu ein Gefühl des Mitleids. Die weite, zum Teil wellige Rasenfläche war von Obstbäumen, alten Eschen und Kastanien beschattet, die hohen Mauern von Holunderbüschen überwuchert. Wie am Torbau prunkten die Türen und Fensterläden von Wohnhaus und Scheuer in einem sonderbaren grellen Gelb mit schrägen schwarzen Streifen dazwischen. Namentlich dieser Anstrich gab dem ganzen Besitztum etwas merkwürdig Fremdes, Abgerücktes.

Florian hatte vormals in seinem Heimatort das Amt des Stadtschreibers bekleidet, bis er dann darauf verfiel, der Kunst zu huldigen. Ein großer, wackerer Roman brachte ihm neben einer wohltuenden Ruhmesrate auch einiges Geld. Doch hätte diese Einnahme ihn bei weitem nicht instand

gesetzt, das ihm verleidete Amt aufzugeben. Da brachte ihm eines Tages ein Eisenbahnunfall eine willkommene Lebensrente. Es wurden ihm damals zwei Finger der rechten Hand zerquetscht. Aber er gab diese Glieder nachträglich beinahe gern hin. Indessen brachte ihm die Freiheit und die unumschränkte Herrschaft über die Zeit leider nicht die erhoffte Schöpferfülle; es stellte sich vielmehr eine bis dahin unbekannte plötzliche nagende Leere bei ihm ein. So gefiel er sich denn in der jüngsten Zeit darin, teils aus plötzlichem Unvermögen, teils aber auch auf Grund einer wirklichen inneren Wandlung zur Schwermut, lauter Werke dunkler, untröstlicher, todesdurchhauchter Wehmut zu schaffen; er sang nichts anderes mehr als das Lied einer süßen, weichen Todesmüdigkeit zu allen Saiten seiner Harfe. Die nie zufriedene Kritik aber stachelte ihn nur noch zu immer schmerzlicheren Taten an. Die Leute im Dorfe hielten ihn für einen armen Geisteskranken.

Auch seine Gattin Emilie hielt ihn allmählich für einen Narren. Florian hatte diese Emilie einst aus niederen Schichten in seine entlegene Höhen verpflanzt. Sie war das neunte Kind eines unbemittelten Gastwirts und als solches da und dort in der Großstadt in Stellung gewesen. Da hatte Florian das bildhübsche Mädchen, als er einmal

von einer Vortragsreise heimfuhr, im Eisenbahnzug kennen gelernt und später dann geheiratet. Er erteilte Emilien anfänglich Unterricht in allem, was sein eigenes Herz bewegte, leitete ihre Lektüre, überwachte ihre Ausdrucksweise und so fort, bis sie sich eines Tages diesem fruchtlosen, aufgedrungenen Studium ein für allemal widersetzte.

Als Donatus und seine Frau Auguste das Schloßgut betraten, saß das Dichterehepaar eben auf der den Fensterladen und Türen entsprechend gestrichenen schwarzgelben Lattenbank an der Hauswand in der Kühle eines Nußbaums. Florian blätterte augenscheinlich etwas mißmutig in einer illustrierten Zeitschrift in Großfolioform und wandte die Blätter so heftig und hastig um, daß das Papier pfiff. Er trug einen für die Glut des Tages sehr unmotivierten braunen Plüschhut in Rinaldiniform; über sein volles, fettes, stark gebräuntes, blaudunkelrotes Gesicht huschte hin und wieder ein nervöses Zucken; der kurze Kinnspitzbart sowie auch der der Mode zuliebe halb unterdrückte Schnurrbart und das leicht geringelte dunkle Schläfenhaar waren schon reichlich verschneit, eine Tatsache, die dem glücklichen Donatus heute ganz besonders auffiel.

Emilie hatte ein zugeklapptes weinrotgebundenes Buch auf dem Schoß liegen. Sie schaute mit verlorenen Blicken vor sich nieder, während sie mit

der Spitze ihrer neuen spiegelnden Lackschuhe im Kies hin und her streifte.

Der Direktor Donatus hatte sich seinerzeit, wie übrigens die gesamte Verwandtschaft, mit allen Kräften gegen diese Heirat des Stiefbruders gewehrt und seinen zornigen Einspruch mit dem klaffenden Altersunterschied, der einleuchtenden Erfahrung, daß ein Mann wie Florian und eine zudem noch in der Großstadt verdrehte Dorfwirtstochter nie und nimmer zusammenpaßten, sowie mit dem gänzlichen Fehlen jeglicher Mitgift begründet. Aber Florian hatte es sich in den Kopf gesetzt, gerade diese mittellose, viel jüngere bildhübsche Emilie zu ehelichen, um ihr von seinem Geiste mitzuteilen. Er betrachtete dies eine Zeitlang geradezu als seine Lebensaufgabe.

Emilie war in einem blauen Leinenkleid mit bloßem Hals, dessen jugendliche Frische sofort entzückte; ihr reiches Haar glänzte braundunkel, weich, mit einem innerlichen, wundervollen Schein; ihre starken Brauen liefen über der Nasenwurzel ineinander, ein leiser Fehler, der ihre Schönheit nur noch erhöhte, aber gegen das weiche Weiß der Schläfen endigten sie in einer scharfen, wundervollen Spitze, die wie die leibhaftige Nacht gegen den leibhaftigen Tag abstach.

Wohl all des neuen Glückes wegen und weil er Emilien gegenüber ein so schlechtes Gewissen hatte,

stand der verblüffte Vater Donatus eine Sekunde lang völlig im Banne dieser ausnehmend hübschen Schwägerin, und er bereute es sofort, daß er damals so fürchterlich gegen diese Verbindung gewütet, daß er der Hochzeit des Stiefbruders ferngeblieben und die Braut nicht einmal hatte sehen, geschweige denn anerkennen wollen.

Jetzt bemerkte Emilie die Ankommenden.

„Gott grüß' euch!" rief Donatus etwas verlegen, mehr gegen den Bruder als gegen die schöne Schwägerin hin, den hellen Hut in der Linken und die Rechte ausstreckend.

Florian warf noch einen letzten mißbilligenden Blick in das illustrierte Großfolioheft. Darauf erhob er sich etwas zerstreut und sagte in einem lässigen und wie selbstverständlichen Tone, der von Überlegenheit und väterlicher Güte getränkt war: „Folglich, da bist du, Donatus."

Sein ärgerliches, lächerliches, übelangewandtes Lieblingswort „folglich" hat er also aus der Schreibstube beibehalten, dachte Donatus innerlich belustigt.

„Die Hauptsache ist, daß du dich hier in diesem Sankt Stephansbach irgendwie beschäftigst; denn sonst hast du ein Hundeleben; das kann ich dir gleich zum voraus sagen", fuhr Florian, noch ehe er seine Frau bekannt gemacht oder der Mutter Auguste die Hand gedrückt hatte, sarkastisch fort,

indem er die illustrierte Wochenschrift an der Hosentasche aufklatschte und dann auf die Lattenbank warf. Er schluckte leer. „Folglich bleibt dir nichts anderes übrig, als irgendein Studium aufzunehmen, Philosophie, Historik, vielleicht auch Literatur oder sonst eine Liebhaberei, für die deine Kräfte ausreichen; denn ewig musizieren und Lärm machen wirst du nicht wollen und wäre es bloß aus der Erwägung heraus, daß noch keine deiner Kompositionen irgendwelchen Erfolg zu verzeichnen hatte."

„Ein unverschämter Flegel", dachte Donatus.

„Ferner wirst du, wenn du deinen Frieden lieb hast, dich diesen Sankt Stephansbacher Bauernlümmeln anpassen müssen und folglich in erster Linie Seiner Majestät dem Bürgermeister, Seiner Heiligkeit dem Ortspfarrer, Seiner Überlegenheit dem Landjäger usw. deinen Besuch abstatten müssen."

„Darf ich mich jetzt deiner Frau Gemahlin vorstellen?" unterbrach Donatus den ruppigen Bruder.

Florian erging sich in einer Handbewegung, die in ihrer müden Nachlässigkeit sein Eheleben von Anfang bis zu Ende verriet: „Folglich meine Frau Emilie, geborene Dressel."

„Ich bin furchtbar widerborstig gewesen", sagte Donatus, indem er die entzückend weiche, junge Hand der Schwägerin etwas länger als nötig in der seinigen behielt. „Und da habe ich die Mutter,

meine Frau Auguste", fügte er nach einem merkwürdigen Augenblick, wie aus einer völligen Geistesabwesenheit zu sich kommend, bei; ein plötzlicher Schmerz stach ihn durch das Gehirn; er drückte sich unwillkürlich in sich selber nieder und vermied es, zur Seite zu sehen, weil er fürchtete, die Mutter stünde jetzt klein und alt und unbeholfen neben ihm.

Emilie aber überflog mit einem unfehlbaren Fraueninstinkt das ungleiche Paar. Und wie aus einem spontanen inneren Trieb heraus ging sie rasch auf Mutter Auguste zu und küßte sie auf die rechte Wange, und als die Brudersfrau verlegen stehen blieb, noch einmal auf beide Wangen.

„Folglich schaust du dich einmal in meiner dir noch absolut fremden Domäne ein etwas um", schlug Florian vor, der trotz der ihm immer nachgerühmten Schärfe der Beobachtung von dem Vorgang nicht das geringste bemerkt hatte.

Sie wandelten durch das Haus, durch eine mit Ölbildern, Radierungen und Holzschnitten tapezierte Wohnstube, ein mit des Hausherrn Porträtbüste geschmücktes Plauderzimmer, durch Florians Schreibzimmer mit ebensovielen Büchern wie Ziegelsteinen an den vier Wänden, durch Emiliens kokettes Schlafzimmer in das Schlafzimmer des Gatten, wo ein menschliches Totengerippe aus einer Ecke grinste

3*

und auf einem Tischchen eine Unmenge Medizinfläschchen paradierten.

„Wozu hast du nur diese Apotheke?" fragte Donatus mit einem Blick auf die vielen Arzneigläser.

In Florians Gesicht erschien statt der Antwort ein ironisches Blinzeln.

„Er nimmt viel zuviel von diesen . . .", erklärte Emilie. Sie suchte nach dem richtigen Ausdruck.

„Medikamenten", ergänzte Florian professorenmäßig, hofmeisterlich, ärgerlich.

Donatus fand diese Zurechtweisung in seiner und der Frau Auguste Gegenwart sehr unschön. An die eigenen übeln Gewohnheiten dachte er nicht.

In einem kleinen, liebevoll und andächtig gehaltenen Zimmerchen entdeckte man plötzlich eine hölzerne, derbgezimmerte Wiege, worin wohl das Kindlein hätte träumen sollen, das Emilie anderthalb Jahr nach der Hochzeit gleich als erlösten Engel zur Welt gebracht hatte.

„Folglich eine Wiege", sagte Florian abwesend.

„Das sehe ich", versetzte Donatus ziemlich schroff, weil es ihn von neuem ärgerte, daß der Bruder in Gegenwart seiner Gattin so despektierlich von dieser Sache sprach. Er sandte ein fragendes, teilnehmendes Auge nach der Schwägerin.

„Man gewöhnt sich mit der Zeit an alles", stand in ihren mokanten Mienen zu lesen.

Nach Kaffee und Kuchen, wo Florian unter anderem auch über das Eheproblem dissertierte und bei dieser Gelegenheit allen Ernstes die Ehe mit einem Zuchthaus verglich, wandelte man rauchend und plaudernd durch den Garten, besichtigte die Bäume, die Beete, das Gartenhaus, den prachtvollen Efeu der alten Mauern.

Schließlich rezitierte der Stiefbruder, indem er langsam eine Rasenschwelle nach der anderen überstieg und dabei sein Auditorium im Rücken hatte, die neuesten Verse von heute morgen, die den Titel „Das Leben" trugen:

Es verdunkeln der Schatten
Flügel des Lichts
Unnennbares Sehnen
Nach endlichem Sieg
Auf erlösenden Matten
Auf himmlischen Lehnen.
Denn das Sein ist ein Nichts!
Nach endlicher Wendung
Zur ganzen Vollendung
Wogt im fruchtlosen Krieg
Urewiges Ringen
Von Nacht und Sonnen,
Die seit Anfang entspringen
Aus der Unergründlichkeit Bronnen
Und nimmer erreichen ihr sehnliches Ziel;
Ihr Opfer und Spiel
Aber bleibt ewig der Mensch,

Dem das furchtbarste Geschenk: „Das Leben“,
Von einer Unergründlichkeit zum Gebrauch gegeben.
Die Winde rasen und der Vögel Flügel schlagen,
Der Sonne nachzujagen,
Die auf des Wechsels Wagen
So wenig wie die Nacht, die vor ihr weicht,
Die ganze Sehnsucht je erreicht.
Denn in furchtbare Einsamkeit gestellt
Ist jegliches Wesen in der Welt.
Die Wasserrosen leuchten heut wie alle Jahr
Als ein verklärter Schnee
Im schilfgerahmten, ätherblauen See;
Denn immer wird das selbe wahr.

Er drückte die kräftigen Waden sehr energisch durch, während er mit dem linken Unterarm eine fast müde, taktmäßige Bewegung ausführte, die in einem seltsamen Widerspruch zur Energie der Waden stand.

Emilie rupfte im Schreiten rotdämmernde, hauchbewegte Grasähren und ließ die fließenden Körner durch die Finger auf die flache Hand rinnen, um sie dann verträumt ins Blaue zu streuen und auf diese Weise die widerlichen Verse ihres Mannes zu versäumen.

Nur Mutter Auguste mit der erregten roten Rose auf dem schwarzen Strohhut stapfte schwerfällig und schnaubend dicht hinter dem berühmten Schwager her und genoß pflichtgemäß und dankbar die ihr unverständlichen, dunkel dahinrollenden Rhythmen.

„Es kann eine Ehe auch von Anfang bis zu Ende harmonisch verlaufen", wandte Donatus, der immer noch an den einfältigen, häßlichen Vergleich denken mußte, scharf und erpicht ein, ehe der Rezitator noch ganz geendigt hatte. „Es kann das Leben zweier Menschen in einer idealen, geordneten Ehe auch zusammenklingen. Ist die Ehe dann auch noch ein Zuchthaus? He?"

Da drehte sich Florian um. „Namentlich dann, wenn's zusammenklingt", antwortete er rätselhaft.

„Herrgott, so was!" rief Donatus erbost und höhnisch aus, indem er sich die Faust an die Stirn preßte.

„Glaubst du etwa nicht, daß meine Frau viel besser daran wäre, wenn sie ledig geblieben wäre, und daß ich nicht ebenfalls besser daran wäre, wenn ich ebenfalls ledig geblieben wäre?" sagte Florian trocken.

„Du jedenfalls nicht!" versetzte Donatus grob.

„Vor meiner Verheiratung hast du dich in deinen Briefen anders geäußert", erwiderte Florian lächelnd, indem er mit einer lässigen Handbewegung auf seine junge schöne Frau wies.

Donatus schlug die Augen nieder. Ein plumperer Schlag hätte ihn nicht treffen können.

„Folglich habe ich recht", schloß Florian mit einer ins Wesenlose mündenden müden Gebärde.

Donatus aber fand jetzt kein Wort der Erwiderung.

Drittes Kapitel

Der emeritierte Direktor hatte sich in seinem Landhaus nach mancherlei Verschiebungen und nachträglichen Umwandlungen allmählich recht behaglich eingerichtet. Das untere Stockwerk umfaßte die Wohnräume, eine Stube, zwei Schlafgemächer, die Küche; der obere Stock enthielt ein Gastzimmer, ein sogenanntes Empfangszimmer, ein Allerheiligstes für Musik und Klavier, Gitarre, Geigen, Flöten und Klarinetten, ferner eine tote, kleine Küche. Im Holzraum neben dem Waschhäuschen im Gartenland, wohin von der rotgestrichenen Haustüre ein leichter Betonstreifen führte, hatte man Holz- und Torfvorräte für den Winter aufgeschichtet. Mit der neuerstandenen Arbeitslust und wilder Zähigkeit eines der Ruhe verschriebenen Mannes begann Donatus bereits die widerwilligen, mit grimmen Astnarben gesprenkelten tannenen Schwarten zu zersägen, zu zerspalten und als eine allen Gesetzen der Ebenmäßigkeit und Schönheit unterworfene Augenweide an der Wand zu bergen. Wenn er davon allzu müde ward, graste er die Gartenkieswege mit

unendlicher Geduld und Sorgfalt bis auf das letzte grüne Flämmchen aus. Einige morsche, windschiefe Bretter am Badehaus wurden mit der gleichen Sachlichkeit durch geeignete Schwarten ersetzt, wobei ein Hallen und Hämmern ertönte, das die Gurgeltöne des Wassers bis auf den Grund erstickte. Auch die Schößlinge der Wandreben wurden beschnitten, das Abfallsergebnis aber sorgfältig zusammengetragen und dem Strome überantwortet.

An einem Samstag scheuerte der Emerit Donatus in Hemd, Hose und offener Weste mit dem Kehrbesen den Betonweg von der Haustüre zum Waschhäuschen. Die Schwalben schwangen sich ihm zu Häupten über die grünen Wipfel der Gartenbäume hinweg in den Äther hinaus, einen blauumrahmten, gnadenreichen Sonntag verkündend. Aber Donatus ärgerte sich plötzlich, weil ihm eben zur Unzeit einfiel, daß sein Sohn Eduard in Wien, dem er neulich auf einen Brief, worin der Tunichtgut mit Erschießen drohte, telegraphisch eine größere Geldsumme übermittelt hatte, nun schon seit Wochen auf Rechenschaft darüber warten ließ, wie und wo das Geld verwendet wurde und welche Wandlung nun eingetreten wäre. Er strich jetzt über die bereits makellose Betonfläche so heftig und hastig hinweg, als gälte es Gott weiß was davon zu entfernen. Ein Schwarm niedergegangener benachbarter Rosen-

blätter stob dabei im Schreck und Wirbel fort. Die Arbeit war von jeher noch das beste Weltrezept gegen das Mißvergnügen. . . .

Da ertönte die lärmende altmodische Hausglocke durch den unteren langen, fliesenbelegten Flur.

Der Postbote überbrachte zwei Briefe, einen mit einer Doppelmarke versehenen, schweren, in einem feierlichen Kanzleiumschlag von dem Sohne Raimund und einen windleichten, in einem mit Engelsköpfen verzierten, sich feinanfühlenden Kuvert von der Hand der Kusine Susanna, die in der Familie des jüngsten Sohnes Felix seit dessen Verheiratung sich häuslich eingerichtet hatte.

Von Eduard in Wien war wieder nichts eingetroffen.

Donatus steckte das Schreiben der Jungfrau Susanna einstweilen in die hintere Hosentasche, worin ehedem immer das Notizbuch mit dem Privatstundenplan seinen Platz gehabt hatte. Dieses Schreiben würde noch warten können. Dann erbrach er den schweren, feierlichen Brief Raimunds, indem er ihn mit dem steifen Daumen aufschlitzte. Was dieser unruhige Junge wohl in einem sechzehn Seiten füllenden Briefe wieder zu sagen hatte?

Donatus schob die Unterlippe vor. Um seine gesenkten Mundwinkel spielte plötzlich ein sehr säuerlicher Zug. Raimund erging sich in einem weitaus-

holenden langen, schwulstigen Schreiben, aus dem der Vater nicht sofort klug wurde. Er berichtete von nicht zu bezwingenden inneren Unruhen, tiefen Zweifelsqualen, andauernden heftigen Seelennöten, unerbittlichen, nicht zu tilgenden Gewissensforderungen, von der dereinstigen Verantwortung vor dem ewigen Richter. Zum Schluß aber hieß es kurz und bündig: „Und so wirst Du begreifen, daß ich diese mir im innersten Wesen durchaus fremde, unmögliche Juristerei nicht weiterführen kann. Denn ich fühle es von Tag zu Tag mehr, daß ich hier nicht auf dem Platze stehe, den die Vorsehung mir angewiesen, daß ich vielmehr fortgesetzt mich selber belüge, der eigenen hungernden Seele davonlaufe und meinem wirklichen einzigen Lebensziele freventlich den Rücken kehre. Ich weiß wohl und bedauere in wundem Herzen, daß ich Dir damit Deinen eben eroberten, lange ersehnten Frieden störe und dir alte, schmerzhafte, kaum vernarbte Wunden aufs neue aufreiße. Aber ich erfahre jetzt in tief zerknirschter Seele, wie sehr Du damals im Recht gewesen, und wie klar Du damals die Zukunft vorhergesehen, als Du mir mit der ganzen Gewalt Deiner Vatergüte abrietest, die Theologie zu verlassen und diese unglückselige, furchtbare Juristerei zu ergreifen, die mir jeden Nervenfaden peinigt."

„So ein Dachskopf", grimmte Vater Donatus. Dann las er weiter: „Doch so ungeheuer ist das

scheinbare Unglück ja nicht. Ich habe dadurch eben drei Referendarjahre verloren, die mir aber für den mir von der Vorsehung bestimmten Beruf nur von Nutzen sein werden. Ich bitte und bestürme dich bei meiner unauslöschlichen, treuesten Sohnesliebe, sowie bei allem, was dir selber auf Erden heilig ist, mich zu begreifen, wie Du mich schon einmal begriffen hast, und mir Deine väterliche Einwilligung zu dem ersehnten Schritt zu geben, ohne welchen ich für Zeit und Ewigkeit verloren wäre. Wenn Du gestattest, würde ich mich sogleich bei Dir und der lieben Mutter in Sankt Stefansbach einfinden, um dorten in Einsamkeit und Weltentlegenheit mit mir zu Rate zu gehen. Ich bin bereits um einen von seiten der Behörden gnädig bewilligten kürzeren Urlaub eingekommen und habe im Drang der übernehmenden Gefühle der jüngsten Zeit bereits den Koffer gepackt, so daß ich nur noch Deiner vatergütigen Erlaubnis zur Heimreise harre. Wenn Du mir Dein Einverständnis telegraphisch übermitteln wolltest, wäre ich Dir noch ganz besonders dankbar, da ich in begreiflicher Unruhe, um nicht zu sagen Erschütterung, dahinlebe."

„So ein Dachs", wiederholte Donatus noch zorniger. Dann las er weiter: „Aber auch Deinen väterlichen, wie ich hoffe, zustimmenden Brief will ich in kindlicher Geduld und Ergebenheit erwarten."

Was noch weiter folgte, bestand in wortreichen Grüßen an die Mutter, an Jakob und seine Familie, an den Vetter Florian und dessen Gemahlin, die er als ihm persönlich unbekannt in besonders höflicher Wendung anredete, an Felix und seine Gattin Elvira, an Susanna, an den Bruder Eduard in Wien, für den er eine Menge frommer, nützlicher Ermahnungen beifügte.

Donatus las nicht mehr weiter. Er ging mit wuchtigen Schritten in fast drohender Haltung in das Haus und setzte der erschreckten Frau Auguste, die, am Herd in der Küche stehend, in einer großen, blanken Messingpfanne rote quellende Gartenbeeren für den Winter einkochte, die aufregende Nachricht auseinander.

Als die Mutter den prasselnden Schwall ihres wütenden Mannes endlich verstand und vernahm, daß ihr bestgeliebter Sohn Raimund nun doch wieder dem geistlichen Stande sich weihen wolle und sie nun doch ihren alten Herzenswunsch, einen geistlichen Sohn zu bekommen, erfüllt sah, überhörte sie vor geheimer tiefer Freude die wildpeitschenden Zornesausbrüche und lächelte sogar für Augenblicke wie weltvergessen unter die stille rinnenden Tränen hinein. Donatus mochte diesmal so grob auftreten, als er nur Lust hatte, sie erwiderte nichts als ein leises, muttersegnendes, tiefglückliches: „Es wird schon so sein müssen."

„Es hat schon einmal so sein müssen bei diesem einfältigen, verwöhnten, wankelmütigen Menschen, der nie weiß, wo er hinaus will!“ Vater Donatus schlug die Küchentür so heftig zu, daß sie krachte: „Aber ich werde ihm den Kopf schon noch zurechtsetzen!“

Er schritt über den Korridor in sein Arbeitszimmer, setzte sich an das Schreibpult und zwang sich mit äußerster Gewalt zu einer ihm nicht sonderlich gut anstehenden erkünstelten Kühle, Sachlichkeit und nüchternen Wortkraft. Davon versprach er sich die entscheidende Wirkung.

Donatus schrieb also kurz und scheinbar trocken, daß Raimund mindestens zuerst ein ganzer Jurist werden müsse, um darüber entscheiden zu können, ob ihm dieser Beruf passe oder nicht . . . Das verlange er also vor allem, fuhr er fort. Alsdann lasse sich vielleicht über einen etwaigen Wechsel reden. Er selber wäre dreißig bittere Jahre hindurch seiner Frau und seinen Kindern zuliebe auf einem ihm ebenfalls nicht zusagenden Posten gestanden. Die Söhne möchten sich nur ein Beispiel daran nehmen! Das verlange er. Damit Punktum.

Der Brief dünkte ihn überaus überlegt, gelungen und schlagkräftig. Er zog seine Joppe an und trug ihn gleich selber barhäuptig zum Postkasten an der nahen Gastwirtschaft Zum Bräuhaus.

Hierauf arbeitete er wieder im Garten.

Er nahm noch einmal den weggestellten Besen zur Hand und kehrte den hinteren Hausstein, die Schwelle der Waschküche, den bereits zehnmal gescheuerten Betonstreifen. . . . Da sich diese Arbeit jetzt aber als zu sanftblütig erwies, holte er Beil und Pflock aus der Holzhütte und schlug in glühenden Schlägen auf die widerspenstigen Tannenschwarten los, immer noch an diesen unbegreiflichen Raimund denkend, der solche gottsträflichen Dummheiten beging. Herrgott, so was! Was diesen jungen Leuten nicht alles in ihren Köpfen spukte! — —

An das Schreiben der Kusine Susanna, das er in der Hosentasche verwahrt hatte, dachte Donatus mit keinem Gedanken mehr.

Susanna aber teilte in eben diesem Schreiben mit, daß ihre Nerven sehr erholungsbedürftig wären, und daß Felix ihr darum geraten hätte, für einige Zeit in Sankt Stefansbach die angegriffene Gesundheit zu pflegen. Natürlich würde sie Kost und Miete und alles andere auf eigene Kosten bestreiten, schrieb sie. Der Sohn Felix aber betrachtete es als ganz selbstverständlich, daß Donatus damit einverstanden wäre. Er schloß ein winziges Kärtchen bei und bat den Vater, für den Fall, daß er an dem bestimmten Tage etwa nicht zu Hause wäre, um kurzen Bescheid. Im übrigen freue man sich, zur angegebenen Stunde in der

nächsten Woche die Sankt Stefansbacher begrüßen zu können.

Donatus trug diesen Brief auch über die kommende Woche noch uneröffnet in der ausgedienten Stundenplantasche. Und so überraschte ihn denn die Jungfer Susanna gleich mit Sack und Pack. Sie traf in Begleitung von Felixens Frau in Mantel und Mütze und wehendem blauen Seidentuch im Automobil ein, dessen Rücken wie der eines Kamels mit Lederkoffern, Schachteln, Körben und Paketchen beladen war. Felix selber hatte im Drang der Geschäfte keine Zeit gefunden, die Damen zu begleiten.

Die ganze Unrast der Großstadt, der Saus und Unbestand einer ruhelosen Gegenwart schienen mit diesem Kraftwagen anzukommen, der wie ein schmetternder Wetterwind vor das stille Landhaus stürmte und sich noch im Stehen wie ein gefesselter Dämon gebärdete.

Die rabenschwarze, reiche Schwiegertochter Elvira mit den dunkeln Augen, dem blassen Gesicht, den schmalen Lippen und dem immer so jäh wechselnden Spiel der Mienen hatte Donatus im Grunde des Herzens nie besonders gefallen; auch heute gefiel sie ihm nicht. Darum sträubte er sich nicht lange, als sie nach einer kurzen Begrüßung und viel herablassender, im Grunde wehleidiger Liebenswürdigkeit unter Entschuldigungen und Aufzählung

all der tausend wichtigen Verpflichtungen, die vornehme reiche Damen zu haben pflegen, wieder abfuhr.

Susanna war seit der Zeit, da Donatus sie kennen gelernt hatte, etwas abgemagert. Aus der feinen Blässe ihres länglichen Gesichtes schimmerte ein gelber Unterton, die Wangen waren eben, die Nase noch spitzer, schärfer und beweglicher als damals, die Zähne an den Rändern der Kronen verkohlt, die graublauen Augen kindlich wie immer, nur bisweilen mit einer eigentümlichen Härte belegt. Die blassen hübschen Hände waren ringlos. Sie trug einfache, aber gewählte Kleidung. Diesem Bäschen hatte Felix seine Glücksheirat mit der reichen Elvira in erster Linie zu danken, von welchem Dank Susanna den ungehemmtesten Gebrauch machte. Sie bezahlte zwar dem Vetter Felix auf dem Papier für den Tag soundso viel an Pension, in Wahrheit aber trachtete sie danach, ihr kleines Barvermögen, das sie nach dem Tode zu einer Stiftung verwenden wollte, zu erhalten und zu vergrößern. Felix und Elvira hatten neulich einen an sich bedeutungslosen Zwist mit Susanna ausgefochten. Diese Gelegenheit benutzte Felix, die Kusine mit Genehmigung seiner Frau zunächst auf einige Wochen und dann womöglich auf Nimmerwiedersehen in das väterliche Haus zu Sankt Stefansbach abzuschieben.

Ihrem immer noch in der Stundenplantasche verwahrten Brief zufolge bezahlte Susanna auch an Donatus ihren Unterhalt aus der eigenen Tasche; in Wirklichkeit aber ließ sie es darauf ankommen, daß Felix die Schuld immer bereits bereinigt hatte, wenn man einmal Miene machte, sich der Rechnung zu erinnern.

Der zur Ruhe gesetzte Direktor Donatus war im ersten Augenblick nicht wenig verblüfft, als er seine kaum begonnene, geliebte, holde Einsamkeit so unerwartet durch die Fracht des unheimlichen Autos gestört sah. Als er dann erfuhr, daß es sich nur um einen kürzeren Besuch handelte, atmete er befreit auf; aber er klammerte sich mit Gewalt an den felsenfesten Vorsatz, diese Jungfrau Susanna ehestens wieder dem freundlichen Sohne Felix dankend zurückzugeben.

Gleich die ersten Tage nach der Ankunft des neuen unerbetenen Hausgastes, namentlich die Stunden über die Mahlzeiten verliefen über die Maßen ungemütlich. Donatus ging daher sofort mit Vergnügen auf den Wunsch der Kusine ein, ihr im oberen Stock zwei Zimmer und die Küche für den ausschließlichen Eigengebrauch einzuräumen. Diese Jungfrau hatte nun einmal dem Sohne Felix zu der halben Million verholfen, von der die ganze Welt der Verwandten unablässig redete. Da mußte

man eben in Gottes Namen ein Auge zudrücken. Und allzu lange dauerte ihr Aufenthalt wohl nimmer.

Donatus half der Jungfer sogar selber beim Auspacken, als von Felix nach einigen Tagen eine Kiste von schauerlichem Umfang mit Kochgeschirr und anderen nützlichen Geräten ankam, die plötzlich auf ein bedenkliches Ausharren am Orte schließen ließen.

Zu dieser Schauerkiste gesellte sich späterhin ein gleich schauerlicher Kleiderschrank, eine eigene blitzblanke Messingbettstelle, ein großes Faß Apfelwein, eine Menge Devotionalien und so weiter.

Diesmal überließ es Donatus den Händen des Dorfschreiners und des Fuhrmanns, mit dem Unvermeidlichen fertig zu werden. Er selber zog sich, um den schauerlichen Anblick nicht ertragen zu müssen, in den unteren Teil des Gartens zurück. — — Eine Weile hindurch wehrte er sich noch gegen diesen Streich des Schicksals. Schließlich aber fand er sich grollend und widerwillig darein: dieses merkwürdige Fräulein, das in seinem Hause ein so seltsam erpichtes, eigenmächtiges Leben auf die Kosten anderer führte, bis auf weiteres stillschweigend zu dulden; denn diese Susanna, die hier in einem fremden Hause so konsequent und gewalttätig dem eigenen Willen lebte, imponierte ihm beinahe. Zudem hatte er nun einen Menschen um sich, dem er die neueste

4*

Torheit des Sohnes Raimund Tag für Tag vorhalten konnte; denn während seine Frau Auguste, wenn er dieses ewige, hitzige Thema zur Sprache brachte, geduldig und ergeben zuhörte und die zügellosesten Ausbrüche schweigend hinnahm, hob Susanna den hingeworfenen Fehdehandschuh auf und focht mit platzenden Gegengründen Schlag auf Schlag für den geschmähten Sohn.

So verlieh diese Jungfer dem oberen Stock und dem Hause des Emeriten gleichsam eine besondere neue Beseelung. Im übrigen stand es ja immer noch in des Hausherrn Macht, die Schauerkiste, den Schauerschrank, das Faß Apfelwein und die sämtlichen Devotionalien der streitbaren Jungfrau wieder denselben Weg zu wandeln heißen, den sie gekommen waren. So redete sich Donatus wenigstens zur Beruhigung vor. Die harmlosen, übertriebenen Tugenden aber, die die Jungfer zierten, belustigten ihn mehr, als sie ihn langweilten.

Und so war denn eine gewisse Vereinsamung, die ihn in der letzten Zeit, ohne daß er es sich selber eingestanden hätte, öfter übernommen, ohne sein Zutun in einer leidlich zufriedenstellenden Weise ausgefüllt. Die anfänglichen täglichen Besuche in Jakobs Hause hatte er sowieso bald aufgegeben, da ihm dieser erzfaule Maler und Lackierer Hannes, der den Sommer über, anstatt zu arbeiten, daheim

in der Stube hockte, bei Nacht im Brauhaus klebte und sich von der alten Mutter verhalten ließ, furchtbar auf die Nerven ging. Überdies waren Jakob und Agnes um diese Zeit so ausschließlich mit ihren Feldern, der Wintergerste im Hachelacker, dem Weizen im Seelachacker, dem Hafer-Stockteil, dem Kleeschnitt im äußeren Schindseilacker, dem Grummetansatz in der Angerwiese, Schmalwegwiese, den Kohlraben und Rüben auf dem Untergrießacker, dem lagernden Stichtorf im hinteren Ried und so fort bis ins Herzinnerste beschäftigt, daß sie für die Großeltern keinen Augenblick übrig hatten, es wäre denn für die stumme Frage gewesen, warum sie jetzt, wo alles die Hände regte, nicht ebenfalls mitarbeiten und mitsorgen und miternten wollten. Jakobs Frau Agnes schleppte in diesen Sommermonaten außerdem noch einen Kometenschweif aufgezüchteter Gänse, Hühner und Küken mit sich nach, die alle verpflegt sein wollten, geradeso wie die Kinder, die ihr an der Schürze hingen. Ein untätiges, beschauliches, geruhsames Leben erschien dieser niemüden Agnes als das Gräßlichste, Langweiligste und Verwerflichste auf Erden. Den faulen Bruder Hannes nahm sie hierin allenfalls noch zuzeiten aus, weil er ihr leiblicher Bruder war und weil sie seine Trunksucht für eine Krankheit hielt genau so wie den grauen Star der alten Mutter. Jakob aber wandelte in stiller Dankbarkeit

seinem Weibe und den Tagen nach, wie sie aus den Händen Gottes kamen, zähe, in sich gekehrt, zufrieden, frohgemut; es genügte ihm schon, wenn der Schwager Hannes am Spätnachmittag die Ochsen anschirrte und einen Wagen Klee vom Schindseilacker einführte.

Mutter Auguste erkannte in Susannas Anwesenheit geradezu eine Fügung der Vorsehung. Sie betrachtete diese fromme, tapfere Base als eine willkommene Verbündete, um dem in Schmerzen betrauerten, vor allen anderen geliebten Sohne Raimund doch noch zu seinem Willen zu verhelfen.

Susanna pflegte täglich mit wunderbarer Sicherheit der Morgenmesse beizuwohnen. Darauf begann sie, ihre beiden schon immer blitzblanken Zimmer instand zu setzen, zu scheuern, zu fegen, zu klopfen abzutupfen und die Sonnenstäubchen wie verirrte Vögel von Ort zu Ort zu jagen. Dieser Kampf mit den Sonnenstäubchen bildete ihre Hauptlebenstätigkeit. Hierbei hatte sie ein weißes straff angezogenes Kopftuch um das Haar gebunden. Von dem hageren Antlitz blieb nichts mehr frei als ein Teil der flachen, gelbschimmernden Wangen, die scharfe, gefährliche Nase, der feine schmale Mund und der bloße, schlanke, dann besonders nackt erscheinende Hals.

In diesem Aufzug erschien sie immer wieder auf dem hölzernen Balkon der Südseite des Emeriten-

häuschens, wo die flammenden Kapuzinerkräuter ihre farbigen lieblichen Lichter aus einem feinen Grün in den Raum stellten, und schüttelte ein makelloses Staubtüchlein, woran das Ergebnis ihrer Unermüdlichkeit hängen sollte, in die Luft hinaus.

Während sie so die Räume ausblies, verstopfte sie die Schlüssellöcher der Schränke und Türen mit Läppchen. Wenn aber die Uhr die Stunde ausschlug, unterbrach sie jede Tätigkeit, kniete am Boden nieder und betete mit hochgefalteten Händen ein kurzes Stundengebet. Bereits zum Morgenbrot trank Susanna ein halbes Liter Apfelwein. Zum Mittagsmahl holte sie sich das zweite Schoppenglas aus dem Keller. Nachmittags vier Uhr kam das dritte mit unumstößlicher Gesetzmäßigkeit auf den Tisch, an die man allmählich ebenso glaubte wie etwa an das Gesetz der Endosmose in der Physik. Hin und wieder, namentlich nach dem Trunk, sang sie in ihrem Korridor oder auf dem Balkon eine geistliche Weise, ein schönes, inniges Marienlied mit einer so leisen, schmiegsamen, unschuldvollen Stimme, daß man sie um ihre Heiterkeit und Seelenruhe und um ihren goldklaren Apfelmost ordentlich beneiden konnte. Gegen Abend schloß sie sich in ihr Wohnzimmer ein, las in Gebetbüchern, trank wieder von ihrem Kellerwein und rauchte drei bis vier Zigaretten, eine Gewohnheit, die sie um jeden

Preis zu verheimlichen sich bestrebte, sowohl in der Familie des reichen Felix wie jetzt als Dauergast im Landhause zu Sankt Stefansbach. Donatus aber befolgte gerne den Wunsch der Sohnesfrau Elvira, sich immer anzustellen, als ob er und seine Frau Auguste nicht das geringste davon ahnten.

Es war ganz natürlich, daß das grausame Geschick des unglücklichen Sohnes Raimund der Jungfer Susanna ganz besonders auf die Seele fiel und ihr keine Ruhe mehr ließ. Durch ein unabläßiges Aufrühren der heißen und heiligen Angelegenheit brachte sie Donatus schließlich dahin, daß er endlich einwilligte, Raimund wenigstens für einige Wochen im Hause aufzunehmen. Sie öffnete die Tore des Himmels und die Pforten der Hölle vor den Augen des herzlosen Vaters, unterstützt von den rinnenden Tränen der Mutter Auguste; kurz, sie gab keine Ruhe, bis sie diese Gunst erreicht hatte.

Zwar verlachte Donatus die rednerischen Kraftleistungen der streitbaren Jungfrau, aber ein gewisser säuerlicher Rest von Zweifeln und Unzufriedenheit mit sich selber blieb doch jedesmal dabei zurück.

Susanna stellte schließlich sogar ein jährliches Stipendium aus der eigenen Börse für Raimund in Aussicht, für welches dann in Wirklichkeit selbstredend der Vetter Felix aufzukommen hätte.

Der Dorfpfarrer Häberle ward durch die fromme Jungfer ebenfalls in die göttliche Rechtssache hereingezogen. Dieser Geistliche war ein friedlicher alter, aber sehr robuster Herr mit schon grauen Haaren. Er fuhr noch auf einem altväterlichen Dreirad in die umliegenden Bauernhöfe, um seinen Seelsorgerpflichten zu genügen, in die benachbarten Flecken zu den hochwürdigen Kollegen, um dem Tarock und einem männermordenden Zigarrenopfer obzuliegen.

Den wohlwollenden verständigen Einwänden des Pfarrers Häberle schenkte Donatus noch am willigsten Gehör. Bei einem Kruge Bier an einem hoffnungslosen Regentage, wo man näher als gewöhnlich zusammenrückte, meinte der gemütliche Geistliche: „Wenn Ihr Sohn Raimund wirklich den ernsten Willen zum Theologen in sich trägt, werden Sie schwerlich dagegen aufkommen, wohl aber mit einem höchst unnötigen weiteren Gefühlsmärtyrer die Welt belasten. Lassen Sie ihn also ruhig einmal eine Zeitlang nach seinem Wunsche in der Einsamkeit Einkehr halten. Ich meinerseits bin gern bereit, einen freundschaftlichen Verkehr mit dem jungen Manne aufzunehmen. Wenn er sich aber als ein bloßer Sprudelkopf erweist, wie Sie nach seinem bisherigen Lebenslauf nicht so ganz mit Unrecht befürchten, dann bin ich der erste, der ihm von der Theologie abrät und ihn lieber noch dem Thespis-

wagen zuführt; denn die Sanguiniker sind von jeher zweifelhafte Heilige gewesen, weil sie es eben nicht fertigbringen, ihre Probleme im stillen Kämmerlein zu verschwitzen und ihre Zweifel im eigenen Herzen ohne viel Aufhebens auszukämpfen, sondern in politischen und wirtschaftlichen Turnieren, wie sie leider immer mehr Mode werden, sich ausleben müssen. Es hat noch keinen Menschen gegeben, der zu allen Stunden mit sich selber vollkommen im reinen gewesen wäre. Wer aber den Pfarrerberuf auf sich laden will, muß vor allem befähigt sein, diese unvermeidlichen Kämpfe innerhalb seiner vier Wände auszufechten, und nicht gleich Türen und Fenster aufreißen, wenn der verfügbare Raum einmal den vorhandenen Stimmitteln nicht gerade entspricht. Von uns Pfarrern, die wir berufsmäßig mehr als andere Menschen über diese Dinge nachsinnen, oder doch nachsinnen sollten, gilt vor allem die Wahrheit, daß wir aus lauter Schwachheiten und Zweifeln aufgebaut sind, und daß wir, die wir dem Nächsten die Vollkommenheit zu predigen haben, ganz besonders heftig mit den Tatsachen in Konflikt geraten, indem wir zum Beispiel Dreirad fahren und nach dem ersten und zweiten Krug den dritten bestellen, weil jeder weitere Krug anscheinend immer besser schmeckt, obwohl gerade das Gegenteil zutrifft. Darum möchte ich beinahe wünschen, Ihr Raimund wäre eine von den beschaulichen schläfrigen

Naturen, die ein gesunder Instinkt im voraus vor jenen dicht bevölkerten Grenzgebieten bewahrt, wo Theologie und Wissenschaft in wilden Flammen ineinanderschlagen. Wenn er aber das Gegenteil davon wäre, würde ich ihn, wie gesagt, lieber gleich dem Thespiswagen zuführen", schloß Häberle. Dann setzte er den Krug an die Lippen und trank ihn leer.

Die Worte dieses ehrenfesten Mannes wirkten am nachhaltigsten auf den Vater Donatus ein.

Auch der Stiefbruder Florian mischte sich auf Susannas Betreiben in die brennende Angelegenheit. Er behauptete rundweg: Weder dem Vater noch der Mutter käme im Grunde irgendwelches Einflußrecht oder gar Verfügungsrecht über die Kinder zu; vielmehr wäre so ein einzelnes Menschenleben schon von Geburt an etwas durchaus Selbständiges, in dessen Willensmeinung einzugreifen, niemand das entfernteste Recht besitze. Wenn aber das Herkommen, der Staat, die Gesetze hier trotzdem eingriffen, so wäre das eben eine abscheuliche Gewalttat und es müßte eher für Schwachheit und Entartung gelten, so ein erwachsener Sohn mit geraden Gliedern und dem Kopf auf dem üblichen Flecke es etwa dem Vater überließe, seine Zukunft zu gestalten.

Jakob allein rückte nie mit der Sprache heraus, obwohl er wie alle die anderen über den Sachverhalt der Ereignisse unterrichtet war.

Die Meinung dieses wortkargen, zählebigen Sohnes wollte Donatus, er wußte selber nicht warum, noch ganz besonders hören. Aber es schien ihm, als müßte das, was dieser ursprüngliche Mensch, der jetzt nur noch dem Feld und dem Wetter lebte, noch mehr als die Worte des Pfarrers geradewegs aus dem Urgrund der Wahrheit kommen.

Er ging also gegen Abend in das Sohneshaus hinüber, nachdem er sich noch vorher vergewissert hatte, daß der Lump Hannes im Laufe des Vormittags mit einem geschulterten neuen Regenschirm, woran der Farbkübel hing, wieder einmal wie durch ein Wunder ins Unterdorf zur Arbeit abgewandert war.

Jakob saß eben mit umgebundener blauer Schürze auf der Dengelbank hinter der Scheuer, in der Nähe eines alten Nußbaumes. Er hatte die Ärmel seines braunen, behaarten, sehnigen Unterarmes aufgestülpt. Hinter ihm an der Wand hingen zwei aufgemachte Sensen; daneben lehnte ein Sensenholmen; auf dem Boden stand eine weißgetüpfelte irdene Schüssel mit dem Dengelwasser. Jakob hielt, als der Vater sich näherte, eine schon stark abgenützte alte, schmale, kümmerliche, verbeulte Sense auf den Knien und dengelte mit gesenktem filzbedeckten Haupt in gleichmäßigem Takt darauf los. Vom Gesicht sah man nichts; dafür aber zwinkerten von

den Sohlen der gespreizten Beine ein paar einsame grobe Stiefelnägel wie bäurisch verschmitzt und lauernd auf den herankommenden Donatus.

„Guten Tag, Jakob."

„Tag", antwortete der Sohn, flüchtig aufblickend.

„Du kennst doch die leidige Geschichte deines Bruders Raimund?"

Jakob erwiderte nichts. Wie wenn er die Frage des Vaters völlig überhört hätte, fuhr er fort, mit seinem Dengelhammer die blitzende Schneide zu bearbeiten.

„Nun will dieser kollerige Raimund wieder einmal den Beruf wechseln, will sein jetziges Studium an den Nagel hängen und wieder Pfarrer werden! Du hast doch davon gehört? Oder soll ich dir die verdrießliche Geschichte auseinandersetzen?"

„Wie du meinst", sagte Jakob, indem er den Hammer weglegte und mit den inneren Daumenflächen die Schneide, die er den Dangel nannte, nachprüfte.

„Also du willst, daß ich dir noch einmal alles vorerzähle?"

„Nein, ich weiß schon", antwortete Jakob, dem Vater trocken in die Augen sehend und gleich darauf wieder zum Hammer greifend.

„Also, was sagst du dazu? Ich möchte deine Meinung darüber hören."

Jakob hielt mit Hämmern inne, so daß plötzlich eine sehr feierliche Stille herrschte. Er streifte den weichen schwarzen Filzhut ein wenig aus der schweißtriefenden hellen Stirn, die sich nun von dem gebräunten Antlitz besonders auffallend abhob, und sagte in einem Tone, der etwas Dogmatisches zu enthalten schien: „Wenn ein Schneider, ein Schreiner oder ein Bierbrauer das Handwerk wechseln will, dann hat der Vater das Recht, zu sagen, du bleibst, was du bist, und wartest, bis dir dein Handwerk besser gefällt. Wenn aber einer Pfarrer werden will, hat kein Mensch das Recht, dagegen aufzustehen."

„Warum hier allein nicht?" fragte Donatus verblüfft.

Jakob schaute dem Vater sehr verwundert, ja mißtrauisch in die Augen. „Weil er es eben einfach nicht hat." Darauf tauchte er den Hammer in das Dengelwasser, senkte den Kopf und fuhr fort, gleichmäßig, ruhig und kräftig auf die Schneide seiner alten Sense loszuschlagen, als ob der Takt, das Eintunken, das Kopfsenken und alles seit Anbeginn der Zeiten so geregelt und vorgeschrieben wäre und um kein Härchen anders sein könnte.

Da Jakob auch weiterhin schwieg und das Antlitz hinter dem Hute nimmer sichtbar war, ging der Vater Donatus nachdenklich, schweigend und lang-

sam ein Bein vor das andere setzend, hinweg. Am Giebeleck wandte er sich noch einmal um: „Du, Jakob!"

„He?"

„Eduard hat auch wieder von sich hören lassen."

„So."

„Aber nicht viel Erfreuliches."

„Ist er noch in Wien drinnen?"

„Ja, und will wieder einmal Geld. Was tut man denn da?"

„Gar nichts", antwortete Jakob. Dann tauchte er den Hammer wieder in das Dengelwasser.

Nun hätte Donatus noch die schöne Schwägerin Emilie um Rat fragen können. Das wäre beinahe ein Anlaß gewesen, wieder einmal, nach langem, selbstauferlegtem Meiden eine seltsam erregende, traute Stunde zu verbringen.

Er mußte sich schwer Gewalt antun, seinem törichten alten Herzen zu gebieten, das da plötzlich wieder wie in jungen Tagen sich vergessen wollte und Träumen nachhing, auf die das Alter nun einmal endgültig verzichten mußte. Aber schließlich mußte er doch dem Bruder Florian ein entlehntes Buch zurückgeben. So argumentierte er wenigstens.

Er fand die Emilie wieder allein zu Hause. Sie saß in einem rückwärtigen Eckzimmer am Tisch, der mit blauer goldbortierter Decke belegt war, und vertrieb sich die Zeit an einer Stickarbeit. Vor ihr stand

ein weißes rundes Körbchen mit einem Ring roter Seidenmaschen, worauf das Tageslicht besonders innig verweilte. Zwei leere Stühle ragten steif wartend an den Seiten des Tisches auf. Über lässig geraffte goldbraune Vorhänge hinweg floß ein träumerisches Licht ins Zimmer, floß auf ein unmögliches modernes Gemälde von blauen Grashügeln und violetten Feldwegen. Eine wundersame frauliche Einsamkeit atmete in dem Raum.

Den eintretenden Donatus überkam plötzlich ein Gefühl, als wäre man hier nun auf einmal weitab der Gegenwart, fern im tiefsten Mittelalter oder so irgendwo ..., als wäre der Gemahl dieser schönen Frau am Ende ein romantischer Ritter, der jetzt irgendwo im Feld stand ..., während hier daheim die Frau in Huld und Treue vergebens auf die Rückkunft des Kämpen wartete. . . .

In Wirklichkeit kampierte der Gatte Florian unterdessen wieder einmal im nahen Waldwirtshaus Knollenkreuth in Gesellschaft der berühmten Schriftstellerin Giberta Bundschuh, die sich durch ein geistreiches Mannsgesicht und die Tatsache auszeichnete, daß sie zurzeit in den meisten Zeitschriften und Zeitungen des deutschen Vaterlandes irgendeinen Erguß ihrer ruhelosen Feder stehen hatte.

Emilie trug ein grünblaues Hauskleid mit weißem Spitzenkragen; sie war darin so entzückend, daß

Donatus förmlich gegen diesen unbegreiflichen Florian ergrimmte, der diese wundervolle Frau allein sitzen ließ, um seine Zeit in der Gesellschaft eines häßlichen Weibsbildes zu vergeuden.

„Bitte, Schwager, nimm Platz." Sie duzte ihn gleich unbefangen wie das erstemal, da man zu dieser verwandtschaftlichen Anrede übergegangen.

Er setzte sich erregt auf einen der leeren, steif wartenden Stühle. Sie plauderten von allerlei gleichgültigen Dingen.

Donatus aber fühlte sich von dieser seltsamen Einsamkeit immer mehr umsponnen. Ja schließlich übernahm ihn ein Gefühl, als rückte die Ehe des Bruders Florian und die eigene mit seiner Frau Auguste immer tiefer in das Unwirkliche hinaus. Dieser seltsame Zustand überwältigte ihn dermaßen, daß er alle soliden Zusammenhänge verlor. Und zuletzt erschien ihm Mutter Auguste nur noch wie aus unendlicher Ferne als ein gutmütiges, etwas drolliges Wesen, das ihm einstmals vier Kinder geschenkt und das nun irgendwo, in einer ihm jetzt ganz unbegreiflichen, fremden Zeit und jenseit alles augenblicklichen Begreifens lebte, dort seiner in Rührung gedachte, seinen Namen nannte und ihn als ihren Gatten bezeichnete, währenddem er zu ihr höchstens noch die Beziehungen besaß, die man einem Gemälde gegenüber empfindet, das man jahre-

lang im Zimmer hängen hatte und vor dem man halb erschrocken stehenbleibt, wenn man es auf einer Reise im Schaufenster oder sonstwo wiederfindet. Er wäre jetzt ebenso erschrocken, wenn Mutter Auguste plötzlich mit wirklichem, lebendigem Leibe hier eingetreten wäre; ja vielleicht hätte er sie im ersten Schreck für ein Hirnstgespinst gehalten. Einmal klingelte es; da zuckte er fröstelnd zusammen, in unwillkürlicher Furcht, es möchten die Gespenster der Alltäglichkeit in diese leise, wundersam aufgebaute, romantische Welt einbrechen. Auch die Bilder seiner Söhne entglitten ihm wie Nachtträume am Morgen. Es kam ihm ganz unbegreiflich komisch vor, daß er einmal um einen geliebten Sohn Raimund solche wilden Stürme durchgekämpft, daß ein liederlicher Filius Eduard immer wieder Geld verlangt, daß Felix eine halbe Million erobert hatte. Den Gipfel des Absonderlichen bildete die Erinnerung, daß er selber ein zur Ruhe gesetzter ausgebrauchter Direktor sein sollte, während er sich jünger und unternehmender denn je fühlte. Er schwamm weit außerhalb der Tatsachenwelt, hingenommen von dem einzigen wunderbaren, taumelnden Gefühl, daß er bis zu diesem Augenblick niemals im Leben eine Frau getroffen, deren Gegenwart ihn dermaßen berauscht und ihn so zaubergleich von allem, womit man sonst in Kümmernissen verknüpft ist, losgelöst

hätte. Mit jauchzender Seele schwang er sich in niegekannte, glückumwogte Räume....

Es waren bereits Stunden verstrichen, als Donatus aufbrach.

Er wollte Emilien zum Abschied die Hand küssen, aber wie eine Lähmung traf ihn jählings die törichte Vorstellung, es könnte plötzlich seine Frau Auguste irgendwo auftauchen oder einer seiner Söhne an der Tür klopfen, durch die Fensterscheiben starren: Der Vagant Eduard, der ebenfalls mit Weibern abenteuerte, Raimund mit einem richtenden Priestergesicht, Jakob ...

So behielt er denn ihre entzückend weiche, wundersam lebendige Hand überlange in den seinen. Es war ihm, als hielte er eine süße, märchenhafte Schwalbe zwischen den Fingern.

Dreimal nacheinander sagte er: „Adje, Schwägerin."

„Auf Wiedersehen", lachte sie kameradlich, huldvoll, und ein wenig kokett.

Aber Donatus trank dieses Wort wie ein vernarrter Jüngling.

Und draußen noch, als er schon jenseit des verzauberten alten Schlosses vor der grellen Kalkwand stand, von welcher die gekrönte Madonna auf den Kinderfüßen aus ihren köstlichen Wolken herniederlächelt, schrie es unausgesetzt in ihm: „Adje, Emilie, Emilie, Madonna! Madonna!"

5*

„Auf Wiedersehen!“ hallte es aus allen Herzensporen zurück.

Wie ein Träumender wandelte er auf der langen, gewundenen Dorfstraße seinem Landhause zu.

Auf halbem Wege begegnete er dem Sohne Jakob, der einen hochbeladenen Wagen Riedstreue einfuhr, auf dessen vorderer Hälfte Agnes wie eine Gluckhenne mit ihren Kindern saß. Ihr dunkles Haar war von Grasangeln durchstickt, ihr Gesicht tief gebräunt, ihre Mienen hell, sonnig. Ihr rotes Leibchen aber blühte wie eine lichtgeküßte Rose. Auf der hinteren Hälfte des Wagens lag mit in die Sonne gekehrtem Bauch wie der volle Gott Bacchus der Maler und Lackierer Hannes. Durch sein trübes Hemd blitzten Hals und Brust in einem auffallenden, unnatürlichen, krankhaften Weiß. Das Gesicht verdeckte ein wettergelber, am Rande zerschlissener Strohhut, der die Sonnenstrahlen abhielt. Neben dem dicken Schläfer wuchtete ein blaugrauer Steinkrug mit einem Korkpfropfen am Bindfaden. Es sah aus, als hätte dieser Hannes allein die Arbeit getan und daraufhin von Rechts wegen wie ein Loch getrunken und sich dem verdienten Schlafe ergeben. In Wirklichkeit hatte er sich auf der Mooswiese darauf beschränkt, die Ochsen am Zügel zu führen und dann und wann eine verspätete Bremse vom zuckenden Rücken der belästigten Tiere zu verscheuchen.

Jetzt gaukelte ein schimmernder Kohlweißling über den Wagen und den Bauch des betrunkenen Schläfers hinweg in die durchkühlte Sonnenbläue hinaus.

„Heut kann man zufrieden sein, die Streue ist nußdürr", rief Agnes, ihren aus dem weißen Leinenhemd quellenden bloßen braunen Arm emporhebend, vom Wagen herunter.

„Jawohl", gab Donatus versonnen zurück, ohne zu wissen, was er damit sagte, indem er wie vor einer Unbekannten den Hut lüftete.

Seine Ehefrau Auguste schloß ihm die Gartenpforte auf. „Hast die Bücher zurückgegeben?" fragte sie.

„Jawohl", sagte er, über die Haustür hinaufblickend.

„Wie geht's der Schwägerin?"

„Gut, gut", antwortete er trocken, indem er die Flurtüre verriegelte.

„Was hast du denn?" bat sie mit leisem Vorwurf.

„Nichts", entgegnete er und setzte den Fuß auf die tannene Stiege. „Einen Gruß soll ich sagen und so weiter. Wie das so Brauch ist. Du sollst auch bald mal kommen", schloß er grämlich, säuerlich, gelangweilt.

Er fühlte sich jetzt, da die Mutter Auguste neben ihm stand, auf einmal alt, morsch, zermürbt . . .

eher sechzig als vierundfünfzig, von Gottes und Rechts wegen pensioniert, ohrenleidend, von Vaterbürden niedergedrückt, von ungestümen Söhnen verzehrt, die ihm sein Restchen Leben verdüsterten und gewalttätig und unbefugt sein fragwürdiges Schicksal hämmerten. Die Zeit aber lauerte hart und unerbittlich, und der Tod nahte als die gegebene Folge.... Das vollzog sich ebenso selbstverständlich und natürlich wie endessicher und unerschütterlich. Der lautere Essig rollte ihm durch die Adern.

„Hat's was mit Florian gegeben?" fragte Mutter Auguste noch einmal zaghaft, ihren Gatten dabei im voraus in Schutz nehmend.

„Nein, nichts hat's gegeben. Alles hat sich abgewickelt, wie es sich abwickeln mußte. Natürlich, einfach, selbstverständlich, unerbittlich!" Er gähnte laut. „Was gibt's zum Abendessen?"

Sie schaute ihn besorgt an. „Was soll ich dir machen? Du darfst es bloß sagen." — —

Er nahm sich vor, nicht so bald wieder in Florians Schloß zurückzukehren.

Viertes Kapitel

Am Tage vor Raimunds Ankunft hob sich das Gebirge seltsam blau, leicht, sonnig, göttlich aus der Ferne heraus. Die Schneefelder blinkten in weißschimmernden Flächen, romantischen Bändern, steilen Dächern zauberhafter Bauten; silberne Spitzen glühten ins Klare hinauf, die ganze Kette erquoll längs des Horizonts wie ein vom Schöpfer soeben vollendeter wunderbarer Riesenkörper in aufgeschlossener Deutlichkeit, Klarheit und unverhüllter Schöne.

Als aber Donatus jetzt auf dem Bahnhof den Sohn erwartete, tobte ein schauervoller Föhn über die Hochebene hinweg. Brandrote, langgezogene Wolken jagten an den ultramarinblauen Wäldern hin. Grelle, erschreckte, gleichsam flüchtende Häuser rückten aus der glashellen Ferne heran. Wie eine grandiose, magische Mauer mit gleißenden Bändern, goldflackernden Kanten, glühenden Bächen, visionären, erzglutenden Hochseen türmten sich die Alpen in den erregten Himmel.

Dann erschienen vereinzelte, ungeheuere, dunkle Wolkentiere. Der Föhn wetterte wahnsinnig an den

klirrenden Scheiben des Stationsgebäudes, tobte und spektakelte in den Räumen desselben wie eine vom Scheintod der Jahrtausende erwachte eingekeilte Urweltsherde wilder Ochsen und knirschender Wölfe.

Plötzlich setzte ein stürzender Regen ein, der, vom Wind zerstäubt, wie ein graues, von unsichtbarer toller Hand geschwungenes Flattertuch an der Giebelwand herniederwehte und in sausenden, gespenstigen, verrückten Quirlrädern um die Ecken jagte, um alsdann in einem braungelben, von großen Sintfluttropfen erregten Strome über die Straße zu schießen.

Beim Eintreffen des Zuges hatte der Regen glücklicherweise aufgehört.

Raimund sah blaß, übernächtig und angegriffen aus. Er trug bereits wieder ein schwarzes Theologengewand mit langen Gehrockflügeln, darüber einen schwarzen, feinen Havelock mit Seidenfutter, einen hinten eingeknöpften, hochgeschlossenen, tadellosen Leinenkragen mit schwarzer Binde, einen schwarzen, ernsten Halbzylinder. Sein etwas längliches, schönes, vollkommenes Gesicht war glatt rasiert; auch der Schnurrbart war weg.

Raimund hatte schon immer etwas Vornehmes in Gestalt und Wesen besessen. Heute kam dieser Adel, der ihn immer schon ausgezeichnet hatte, zu ganz besonderer Wirkung. Er war überdies groß und

stattlich gewachsen. Im Schreiten bog er die Füße gewohnheitsmäßig ein wenig nach außen, ein Merkmal, das seinem Auftreten einen unbeabsichtigten, eigenen Nachdruck von Hoheit und Würde verlieh.

Donatus betrachtete diesen Sohn, der von jeher so wenig Geld verbrauchte und sich dabei Kleider und Schuhwerk erster Güte beschaffte, nicht ohne heimliches väterliches Wohlgefallen und mit einer Mischung von Ehrfurcht und Scheu. Er konnte sich nicht helfen, der Gedanke, gerade durch diesen stattlichen, mannhaften Raimund seinen Stammbaum erhalten zu sehen, herzte ihn plötzlich mit Ungestüm. Und nun wollte der Mensch Pfarrer werden und im Schatten verdorren! — Raimund nahm, da der Föhn keine Ruhe gab, den Mantel ab, wobei ihm der Handkoffer etwas im Wege war.

„Komm, gib her; ich trage dir den Koffer", sagte der Vater Donatus dienstbereit.

„Nein, nein! Was denkst du?" wehrte sich Raimund. Diese ehrfürchtige Entrüstung stand ihm besonders gut zu Gesicht. „Wie geht's der Mutter?" fragte er zärtlich.

„Gut", antwortete Donatus nach einer ungewollten Pause, als könnte die Junge nicht gleich in Bewegung kommen. Raimund fragte nach jedem Glied der Familie mit einer für seine Jugend auffallenden

Reife und Güte, schon beinahe so, wie der Hirte nach seinen Lämmern.

Donatus konnte sich einer gewissen angenehmen Genugtuung darüber nicht entziehen. Es lag etwas wie Verbürgtheit in diesen Worten Raimunds, etwas, das ihn ruhvoller und sicherer stimmte und das Dasein gleichsam mit einer höheren Weihe überkleidete. Er glaubte nun, förmlich einen Hauch von der Berufung des Sohnes zu verspüren. Er behielt sich nichtsdestoweniger die praktische Klugheit vor, noch alle die geplanten Entgegnungen an den Mann zu bringen.

Heute jedoch mochte er nicht daran rühren; denn Raimunds Aufnahme im Elternhause sollte nun nicht getrübt werden.

Gehoben von Vaterstolz schritt der Emerit Donatus jetzt an der Seite des Sohnes dahin, den ermattenden Sturm im Rücken, des öfteren selbst die Regenpfützen übersehend, den Kopf mit dem blaubebänderten Filzhut leicht gesenkt und die breiten Schultern des groben Windes wegen in die Höhe gezogen. Hin und wieder streifte er in einem wohlgefälligen Blick den blassen Raimund, der aufrecht wie ein Offizier in Zivil neben ihm ausschritt, und wenn er sich noch vor wenigen Stunden in Scheu und Scham verkrochen hatte, den seltsamen Sprößling in sein Landhaus geleiten zu müssen und dem

Gerede der Leute die leckerste Nahrung zu besorgen, so beglückte es ihn jetzt förmlich, neben ihm ins Dorf zu wandern, in seiner Gesellschaft Jakob und Agnes zu besuchen, den Pfarrer Häberle an der Freude teilnehmen zu lassen, den Stiefbruder Florian zu begrüßen, die schöne Schwägerin Emilie . . .

Er brach jäh den Gedanken ab; denn es war ihm, als hätte der Sturm in diesem Augenblick hinter ihm plötzlich Tiergestalt angenommen und ihm blitzschnell einen Biß mit Zähnen aus Eis in den heißen Nacken versetzt.

„Eduard wird hoffentlich allmählich Vernunft annehmen", schob Raimund ein, da er merkte, daß der Vater an etwas Schwerem sich abmühte.

„Im Gegenteil", zuckte der Vater Donatus auf, diesen Vorwurf wie im Sturz aufgreifend. Alles Ungemach, das dieser Taugenichts ihm zu bereiten fortfuhr, fiel ihm nun aufs Herz, und fast mit den Gebärden eines Hilfebedürftigen zu dem Stärkeren, zu dem, in dessen Hand die Hilfe liegt, erzählte er dem Sohne von des Bruders neuesten Streichen.

„Ich hätte dir darüber geschrieben," sagte er, „wenn ich nicht gedacht hätte, es ist besser, dich mündlich davon in Kenntnis zu setzen."

„Was treibt er denn eigentlich? Ich meine, welche Beschäftigung hat er eigentlich?" fragte Raimund, dem Vater ein mitleidiges Auge zuwerfend.

„Im Wiener Wurstelprater sei er Karussellbeamter, schreibt er; ob das irgendwie der Wahrheit entspricht, weiß ich nicht. Aber er hat mir jedenfalls eine widerliche Photographie zugesandt, die ihn in Kniehose, knallroter Trikotbluse und nackten tätowierten Armen darstellt."

„So was!" rief Raimund entsetzt aus.

„Es kommt noch schlimmer," erzählte Donatus weiter, „zwar überpurzelt er sich diesmal nicht wie bisher in einem unverschämten Kundenstil und ergeht sich nicht mehr in den bekannten Ausdrücken. Er schreibt also nimmer vom Delfen, das heißt betteln, von Abenteuern mit Vater Boos oder wie man Putz und Deckel, das heißt die Polizei, betrügt, wenn sie flebbern. Auch unterzeichnet er nicht mehr als ‚dufter Kunde'. — Dafür kommt er jetzt mit einer noch viel lächerlicheren Rolle, in einem moralisierenden, reumütigen Büßerton, der sich an ihm ganz besonders widerlich ausnimmt. Schreibt mir der Lump, er habe auf einem unverantwortlichen Gang ein wundervolles, blondes Mädchen kennen gelernt..."

„Nicht möglich!" entfuhr es Raimund.

„Das war erst die Einleitung", erklärte Donatus. „Er hat mir auch das Konterfei dieser wunderbaren Mara, so heißt die Dirne, geschickt, wie sie, halbentblößt auf einem Sofa liegend, eine Blume zwischen den Zähnen zerbeißt und in einer Um-

gebung, die jener im Wurstelprater würdig zur Seite steht."

„Das grenzt an Wahnsinn!" rief Raimund aus, dessen blasses Gesicht eine glühende Röte nach der anderen überflog. Er fand keine Worte.

„Und nun schreibt der Lump, er werde mit dieser Dirne in aller Form die Ehe eingehen, die Zivilehe natürlich. Er schreibt nicht erst um meine Erlaubnis oder gar um meinen Segen, er schreibt gleich, er werde die Dirne heiraten. Ja, er behauptet, er hätte da im Schlamme eine Unschuld gefunden, an die er längst nimmer zu glauben vermocht, an der er sich wieder aufgerichtet und die der Anlaß gewesen, daß er sein bisheriges Leben einmal in einem Spiegel gesehen, wie er unbarmherziger nicht gedacht werden könne. Er wäre davon so im Innersten aufgerüttelt worden und hätte in einer einzigen Nacht mehr Mitleid mit aller Not und Menschenschuld empfunden, als je vordem im Leben."

Raimund blieb sprachlos vor Scham.

„Nun will ich", ereiferte sich Donatus, „nicht einmal unbedingt das ganze schmachvolle Geschehnis verwerfen."

Seine Stimme ward etwas unsicher. „Ein guter Kern mag auch noch in diesem Schwindel enthalten sein. Ich gehe sogar soweit, zu gestehen, daß ein gewisser Zug im Gesicht dieser Mara allerdings zum

Mitleid anregt, aber selbst, wenn einer einen solchen ungeheurlichen Schritt vorhat, so müßte er sich doch wenigstens Zeit dazu lassen und die Familie darüber hören. Aber er schreibt mir, er werde, um nicht etwa einer wankelmütigen Reue zu verfallen, seinen Vorsatz, sobald er die Papiere in den Händen habe, unverzüglich in die Tat umsetzen. Er werde, so verkündet er, sich künftighin als politischer Agitator betätigen und von dieser Stunde an sein Leben ausschließlich für die Entrechteten einsetzen."

Über Raimunds Gesicht glitt ein Lächeln. „Verfügt Eduard denn auch über die erforderlichen rhetorischen Gaben?" fragte er.

„Daran gebricht es ihm leider nicht. Ich habe mich ja selber immer wieder von ihm überrumpeln lassen. Er behauptet sich in jeder Rolle."

Raimund wich auf den Fußspitzen mit ausholenden Schritten einer besonders großen jauchengrünen Wasserlache aus. „Wenn er wirklich unter die sozialen Aufwiegler geht, will ich ihn nicht mehr kennen", beteuerte er in heiliger, zorniger Verachtung.

„Ich ebenfalls nicht", stimmte Donatus mit einem tiefen, kratzenden Halston ein.

„Mit Politik wird man die Welt in alle Ewigkeit nicht vervollkommnen", behauptete Raimund, überlegen lächelnd.

„Jetzt gibst mir aber deinen Koffer", sagte Donatus, dem die Vaterliebe zum Halse heraufschlug.

„Niemals", entgegnete Raimund entschieden.

„Dort hinter dem grünen Lattenzaun steht übrigens unser Landhaus", sagte Donatus verliebt.

Vor lauter Eifer überhörte der Sohn die Bemerkung. „Die wirkliche Weltverbesserung", fuhr er fort, „müßte darauf gerichtet sein, die alte Kunst, möglichst wenig Bedürfnisse zu haben, wieder zu lernen." Die Worte klangen etwas schulmäßig, aber der Ton, in dem sie vorgetragen wurden, war so voll einnehmender Jugendbegeisterung, daß er einen unwillkürlich mitriß.

„Sehr richtig", sagte Vater Donatus ein paarmal hintereinander. Und in Stolz und köstlichem Einvernehmen schritt er neben dem stattlichen klugen Sohn dem hübschen Hause zu.

Mutter Auguste schaute in diesem Augenblick über die letzten roten Nelken am Fensterbrett klopfenden Herzens die Straße hinab, voll Sorge, der Vater möchte vielleicht Raimund gleich zu derb und zu strenge ins Gebet nehmen und ihm am Ende noch seinen Entschluß gefährden; denn es war ihr nicht entgangen, daß der Vater während der letzten Tage wieder lauter Schweres in sich verarbeitet hatte. Das bedeutete nichts Gutes. Sie

wußte nicht, daß Eduard so schändliche Nachrichten geschickt hatte. Donatus aber hatte ihr diese einfach unterschlagen, um sie im eigenen erbosten Männerherzen in den Grund zu hämmern.

Vom oberen Giebelfenster neben dem kleinen grünen Laden erschien der feine, schmale Kopf der Jungfer Susanna. Sie hatte eigens noch einmal am Nachmittag die Haare gemacht. Ein einfaches großes goldenes Kreuz erschimmerte über dem schwarzen Spitzenmieder. Die blassen schlanken Hände aber ruhten wie segnend auf dem gelbbraunen Fenstergesimse. So blickte sie in seligem Erwarten dem Ankömmling entgegen, wie eine Maria der Bibel, die den Heiland erwartet.

Auch die hälftigen blitzweißen Vorhänge an den niedrigen Scheiben des Jakobschen Hauses gerieten in heftige aufgeregte Bewegung. Aber Agnes riß die wunderhungrigen Kinder zurück. „Ihr werdet ihn schon noch zu sehen kriegen!" schalt sie. Zu dieser empfindsamen Artigkeit hielt sie sich namentlich durch den Umstand verpflichtet, daß die vornehme Onkelsfrau Emilie, die im Vorübergehen auf ein Viertelstündchen in die Wohnstube eingetreten war und jetzt in einem geschmackvollen kaffeebraunen, enganliegenden Straßenkleid und jugendlichen, rosenverbrämten Hut auf der weißgefegten Wandbank saß, sich nicht im mindesten rührte und keine Spur von Neugier zeigte.

Donatus erhaschte die wunderhungrigen Kinder mit einem kurzen Blick. Er nickte ihnen in fröhlicher Großvaterlaune zu und grüßte lachend mit der Hand zum Bauernhaus hinüber.

Diesmal wäre die Weihe der Stimmung wirklich jäh zersprungen, wenn jetzt plötzlich der wundervolle, jugendleuchtende Rosenhut der schönen Schwägerin an einer der niedrigen Scheiben aufgetaucht wäre.

„Grüß dich Gott, Mutter, grüß dich Gott!“ rief Raimund in mächtiger Aufwallung.

Die Jungfrau Susanna hatte er vor lauter Glück nicht einmal bemerkt. Sie aber stand immer noch unbeweglich am Giebelfenster, als das Haus, dem jetzt Heil widerfahren, längst den Ersehnten barg. „Was nur diese hoffärtige, putzsüchtige Emilie schon wieder da drüben treibt? Überhaupt kommt sie seit neuerer Zeit merkwürdig oft in Jakobs Haus, das so geschickt dem des verblendeten Vaters gegenübersteht“, dachte sie vor sich hin. Und dann spann sie diesen pikanten Faden weiter.

Fünftes Kapitel

Über den Winter begleitete Raimund die Mutter täglich zur Messe. Frau Auguste verlor sich ganz in einem stillen, unsagbaren Glück.

Ihnen schloß sich in der Regel die Jungfrau Susanne an, deren Augen nicht müde wurden, den künftigen Priester zu behüten. Sie hatte Felix dem Reichtum zugeführt; sie wollte Raimund ebenso sicher zur Gottseligkeit führen. Raimund erschien ihr als ein Wesen höherer Art, und sie selber kam sich in gewisser Hinsicht wie eine himmlische Braut vor; sie liebte diesen geistlichen Sohn des Donatus in einer seltsam heiligen Liebe, deren Reiz mit der Zeit immer noch wuchs, da sie eben trotz allem eine Frau und Raimund ein Mann war.

Raimund fühlte diese seltsame Art von Zuneigung und deren Wandlung zu einer sich immer steigernden, unbewußten Leidenschaft wohl. Er empfand ein gewisses Mitleid mit dieser törichten Jungfrau und suchte, so gut es ging, ihre Gefühle zur Vernunft zurückzuleiten. Die Bemühungen Susannas aber

um den guten Ruf des Vaters empörten ihn, denn was die zungenfertige Jungfer in dieser Beziehung zusammenphantasierte, war so ungeheuer, daß man bei dem bloßen Gedanken daran den Boden unter den Füßen verlor. Es empörte ihn schon, daß sie an eine so folgenschwere, unheilschwangere Sache mit bloßen Vermutungen und Zweifeln herantrat und sich in etwas mengte, das weltvernichtend gewesen wäre, wenn es der Wahrheit entspräche. Vollends unverantwortlich blieben die diesbezüglichen Anspielungen der Mutter gegenüber, in der fatalen Meinung, damit einer heiligen Pflicht zu genügen.

Zum Glück war die Mutter gegenwärtig so sehr von der ihr zuteil gewordenen Gnade eingenommen, daß sie keinen Mißton aufkommen ließ. Es war ihr bestimmter, fester Wille, jetzt an nichts anderes als eine allweise, gütige, jegliches Geschick zum Besten lenkende Vorsehung zu glauben.

Raimund war nun völlig mit sich selber im klaren; und das, was die anderen als Hingabe und Opfer begriffen, schien sich ihm als etwas Selbstverständliches, Leichtes und Unverdienstliches zu nahen.

So verbrachte er einsame, trunkene Tage draußen im Schneesturm, unter dem sterngleißenden Winterhimmel.

Den Dorfpfarrer Häberle, dessen fragendes, schalkhaftes Auge, dessen nüchterne, hausbackene Tüch-

6*

tigkeit ihm auf die Nerven ging, begann er geflissentlich zu meiden. — —

So ward das ursprünglich rein sachlichen, menschlichen Zwecken, insonderheit einer beschaulichen, höchst weltlichen Emeritenruhe gewidmete Landhaus mehr und mehr in eine ausgesprochene Stätte der religiösen Betrachtung verwandelt.

Infolgedessen verschloß sich auch Donatus während des Winters völlig in sich selber und mied namentlich das Dichterheim des Stiefbruders Florian als einen Ort, an dem Luzifers gesamter brüllender Anhang umherging, die Seele zu verschlingen.

Als er dann nach langer Pause zufällig mit Emilie mutterseelenallein in einem Wagen der Vorortsbahn in die Stadt fuhr, ward er so verlegen, daß er, das grelle Morgenlicht als Entschuldigung benutzend, seinen Platz vor ihrem Angesicht verließ und sich an ihre Seite setzte, um nicht von der glühenden Schönheit ihrer Gestalt berauscht, fortgerissen zu werden in gefährliche Paradiese, aus denen die Seele schwarz, blutend, todkrank wiederkehrt.

„Raimund soll sich nicht besonders gut zum Pfarrer eignen?" bemerkte Emilie leichthin, um irgendein Gespräch aufzunehmen.

„Wie kommst du darauf, Schwägerin?" fragte er fast erschrocken.

Sie lächelte liebreizend. „Nun, der Pfarrer Häberle hat mir davon erzählt."

„Hat der Pfarrer Häberle davon erzählt?" sagte Donatus ironisch. „Kann sich der Pfarrer Häberle nicht auch täuschen?" setzte er ziemlich spöttisch hinzu.

„Eine gewisse Erfahrung hat er immerhin", sagte sie, einen ihrer zierlichen Schuhe über den anderen schlagend.

„Wenn ich alles zum voraus so sicher hätte, wie diese Gewißheit, dann wäre mir jedenfalls um die Zukunft nicht bange", lenkte Donatus ein.

„Mir selber schien er ebenfalls nicht sonderlich dazu geeignet", beharrte sie.

„Aber höre mal!" rief er aus. Er schaute ihr voll ins Gesicht, das jung, frisch, voll weiblicher Holdseligkeit neben ihm auflebte. Und er fühlte, wie ihre Jugend und ihre Schönheit in ihn einströmte, ihn beklemmte und innerlich umwarf.

„Was hat der Pfarrer Häberle denn gesagt?" fragte er in einem schweren Atemzug. Die Stimme versagte ihm beinahe.

„Zu viel Zucker, zu viel Gucker, so etwa drückte er sich aus."

Sie lachte hell, sonnig, sprühend, den kalten Wagenraum mit lauter Silber überschwemmend; ihr gesamter Tand, Hutnadelknöpfe, Ohrgehänge, Brosche, Halskette, Fingerringe und alles schlug Feuer und

Funken vor seinen Augen. Er fühlte etwas wie einen Knäuel in der Kehle. „Im Frühjahr siedelt er jedenfalls ins Seminar über", sagte er mit heiserer Stimme.

„Man kann immer wieder umkehren", meinte sie, ihn mit der Hand durch Zufall streifend.

Ein Feuer fuhr in ihm auf.

Sie lachte wieder wie vorhin.

Da erfaßte er ihre junge blühende Hand und drückte sie wie im Zorn.

Seit jenem Morgen gehörten wieder alle Gedanken der Schwägerin, so sehr er auch sich selber belog und sich hartnäckig mit anderem beschäftigte.

Sechstes Kapitel

Man genoß in diesem Jahr einen wundervollen Frühling und Vorsommer; später jedoch setzten unaufhörliche Schauerregen ein; dämonische Winde ritten auf nebelgrauen Rossen über die Ebene hinweg, zerstampften und verwirrten das Korn und schwangen sich hohnrasend in die Wolken, auf deren Gesichtern die Sintflut und das Ende grinsten.

Es waren Wochen, da auch ein Verliebter den Weltschmerz nicht leugnete, sondern mit der Verzweiflung kämpfte.

Agnes und die alte Mutter lebten in dem unerschütterlichen Glauben, die Abschaffung der Frauentage hätten den gerechten Zorn des Himmels erregt, die Roten, die Partei des Taugenichtses Eduard, aber hätten den Heiligen Vater einfach dazu gezwungen, die Marienfeste aufzugeben. Sie nahmen sich bei dieser Gelegenheit vor, dem abtrünnigen Frevler Eduard unter keinen Umständen mehr einen Tritt über die Schwelle ihres Hauses zu gestatten. Von dieser Überzeugung ließen sie sich, solange die

Not bestand, durch keinen noch so triftigen Widerspruch abbringen.

Aber sie willigten doch stillschweigend ein, daß Jakob jetzt, da die Viehpreise etwas heruntergingen, ein weiteres Rind zu kaufen beabsichtigte und die Verantwortung für das Gelingen dieses Wagnisses allein übernahm.

So stand Jakob denn in einem dicken Halstuch, eine Stallkette um die rechte Schulter geschlungen, auf dem Markt in der nahen Bezirksstadt und ließ sich von den beredten Viehjuden hundertmal die magere Hand zerdrücken und vor die Brust stoßen, bis er endlich eine leichte, schlanke, rehbeinige Kalbel zu einem ihm einleuchtenden Preise kaufte, an die im Laufe der Zeit das Fett und der Profit anwachsen sollten.

Als das Tier auf dem Heimweg plötzlich zu rennen anfing, sprang er angeregt mit, und leistete sich ab und zu noch ein jugendlichen Glückshupser dazwischen.

„Kommt bald besseres Wetter?“ rief Donatus mit einem verdrießlichen Aufblick zum trüben Himmel durchs Fenster.

Jakob schüttelte das Regenwasser aus dem Hutrand und wischte sich den triefenden Bart mit dem Handrücken ab. „Ist allemal noch besser worden“, sagte er.

„Aber auf diese löbliche Hoffnung hin hätte ich in diesen Verzweiflungswochen an deiner Stelle doch lieber auf ein weiteres Rind verzichtet."

Jakob klopfte dem Tiere die nassen Flanken ab, packte es am Widerrist und ließ die Haut durch die Finger quellen. „Ewig fortregnen kann es ja nicht", meinte er trocken.

„Wenn's nur endlich einmal Gottes Wille wäre, daß der Regen nachließe", rief Agnes, die mit den Kindern unter der Haustüre erschien und das neue Rind mit freudigem Schreck betrachtete.

„Die Gerste im Untergriesacker hat Keimbärte wie die Mäuse", klagte auch die alte Großmutter zu Donatus herauf. Dann richtete sie ihre dunkeln Brillengläser ebenfalls starr auf die schlanke, stattliche Kalbel.

„Was kostet's denn?" schrie Donatus durch den rauschenden Regen.

„Rate mal", sagte Jakob, die Augen verkneifend.

„Wie soll ich raten!" entgegnete Donatus, den Fensterflügel vor den rabiaten Winden bis auf eine Ritze schließend.

„Wird schon teuer genug sein", sorgte Agnes.

Jakob öffnete die knarrenden Stalltürflügel. „Ich bin zufrieden", sagte er. „Bloß gut Wetter muß es jetzt werden."

„Wenn uns der Strom nicht vorher fortnimmt", spottete Donatus.

„Wenn mal das Hochwasser da ist, schlägt auch das Wetter um. Das ist das sicherste Anzeichen."

„So?" machte Donatus, verdutzt durch diese Herzenseinfalt. „Glaubst du wirklich?"

„Das ist ganz sicher," wiederholte Jakob, „das ist noch jedesmal eingetroffen."

Er war davon so felsenfest überzeugt, wie Agnes und die alte Mutter von dem Einfluß der unterdrückten Marientage.

Die Ereignisse aber bestätigten ihm seinen unerschütterlichen Glauben.

Schon am darauffolgenden Tage schob Frau Sonne das Haupt einigemal lächelnd aus den Wolken, wie um zu zeigen, daß sie trotz allem noch auf dem Plan wäre; aber am überanderen Abend erschienen dann seit langer Zeit die klaren Sterne wieder, neu, groß, schön und verheißend. Der Choral des Stroms schwoll tief und feierlich in die blaue Nacht. Die längst verstummten Frösche in den Altwassern des Blachfeldes bemühten sich ein letztes Mal in den Orchesterraum und veranstalteten eine um diese Zeit ungewöhnliche rauschende, gefühlsselige Serenade, und neuerstandene Grillen spielten auf silbernen Saiten die Geigen dazu.

Am kommenden Morgen aber dehnte sich ein wolkenloser Sonnenhimmel über der Erde, die ein leise wallender Ostwind mit köstlicher Kühle würzte. Der Horizont erschien herbstlich silbergrau, nahegerückt, die Ferne verschwommen; da und dort floß das Licht durch einen verwehenden Spinnfaden.

Die Ackerebene hinter dem Dorfe wimmelte heute seit der Herrgottfrühe von rastlosen Menschen, die mit geneigtem Haupt und gespanntem, gebogenem Rücken in den Ährenfeldern wühlten und für nichts anderes auf der Welt mehr Augen hatten. Ein Wagen Korn nach dem anderen baute sich in den silbernen Dunst des Raumes hinauf.

Die hartgetrocknete grelle Straße erklirrte in einem fort von dem Geknatter der leeren Leiterwagen und dem hellen rhythmischen Pferdegetrappel.

Das alles war wie ein Hochgesang der Arbeit, ein urgewaltiger Psalm auf den Segen des Fleißes, die Grundgüte des Schöpfers, die Gnade der Sonne, die Rechtfertigung der lichten Hoffnungen des Menschenherzens.

Als der Emerit Donatus an diesem Tage aus den Federn kroch, waren Türen und Fenster des Sohneshauses längst geschlossen, die weißen Vorhänge hinter den kleinen Scheiben vorgezogen, und die Sonne schien längst voll und gleißend auf die

weiße Kalkwand, aus welcher jetzt die frischgrünen Läden lebhaft hervortraten.

Donatus kniff die Brauen zusammen, da die Reflexlichter ihm die Augen zerbissen. Er ärgerte sich, daß er so spät das Bett verlassen hatte. Wie ausgestoßen von einem wundersamen hochheiligen Feste, das Gott seinen Getreuen bereitete, fühlte er sich heute. Er haßte sich förmlich und verfluchte seine zwecklose Müßigkeit.

Wenn es in diesem Augenblick auf seine Meinung angekommen wäre, hätten heute alle Städter und wer nur die Hände freibekommen konnte, zwangsweise auf den Feldern draußen mithelfen müssen, den Segen zu bergen, die Gnade zu verdienen, der Sonne im Schweiße zu huldigen.

Er warf den Spaziergängern und Ausflüglern aus der nahen Großstadt, die nun dem wiedergekehrten Lichte in ihrer Weise dankten, spöttische, böse, feindselige Blicke zu. Alles, was der Mensch jetzt außer der Bergung des Segens trieb, erschien ihm verwerflich, töricht, sündhaft.

Ein Flieger, der die ruhige Luft zu einem Aufstieg benutzt hatte, glitt unschuldig und sicher in der Richtung gegen Westen über das Dorf hin.

Sonst war Donatus eines Flugzeugs wegen sogar aus dem Bett gesprungen und hatte mit dem Augenglas das Schauspiel verfolgt. Heute rührte er sich

nicht vom Flecke. Ja, er hätte es vielleicht nicht einmal besonders bedauert, wenn der Mann da jetzt abgestürzt wäre. Vielleicht hätte er sogar, wie Agnes und die Mutter, ein Gottesgericht darin erblickt. Was brauchte aber auch ein Mensch in diesen heiligen Tagen in den Lüften herumzugondeln, wo in alle Ewigkeit kein Korn wuchs! Einen Stern aber würden diese Neuerer auf ihren unmäßig gepriesenen Luftkutschen doch nie erreichen. Das war überhaupt nicht jener alte große Traum, die Sonne, die letzten Lichter zu erfliegen und dem Himmel die Wahrheit zu entreißen! Nun zog da einer taubensicher durch den glatten Silberdunst. . . .

Ein wandernder Handwerksbursche klingelte.

Der Hausherr streckte ein sehr übel gelauntes Gesicht über das Blumenbrett hinaus. „Was gibt's?"

„Ein armer Reisender bittet um einen Zehrpfennig."

In hochgeschwelltem Unwillen zeigte Donatus mit langem Arm auf die vom Fleiße wimmelnde Ebene hinüber. „Dort gibt's Zehrpfennige."

Dann krachte er das Fenster zu. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er einen Bettler in solch grimmiger Weise von der Tür gewiesen.

Durch die blaue Lücke zwischen dem Sohneshaus und dem des Nachbars Seidel sah man einen hohen Garbenwagen sich nähern. Neben den Stieren schritt Jakob.

Donatus ging ins Schlafzimmer zurück, schlüpfte eilends in ein Paar alte Hosen, zog dann alte Stiefel und eine graue Leinenjoppe an und stülpte den Gartenhut auf den Kopf. Nun würde auch er Hand anlegen. Rasch verließ er das Haus.

Als Donatus aber über den Giebel und Krautgarten lief, lag der Lump Hannes auf einem Strohhaufen neben dem Zaun, wo Kapuzinerblüten um die Latten züngelten und zitronengelbe Dahlien die Häupter wiegten. Er hatte einen Ledergurt um den Leib. Das Hemd war über der Brust geöffnet. Das gedunsene Gesicht leuchtete blaß und gallig aus dem Dunkel des Filzhutes, worein er den Hinterkopf gebettet hatte. Die Augenlider waren fest geschlossen. Der Mund halb geöffnet.

Donatus wäre dem schlafenden Schwein beinahe auf den Leib getreten. Vor Schreck und lauter Verachtung fuhr er zurück.

„Herrgott, so was!" schrie er den Schläfer an.

Hannes zuckte die Lider. Durch einen schmalen Spalt blinzelten ein Paar gerötete, irre Augen, die sich sofort wieder schlossen. Das wiederholte sich einigemal. Dann lachte er ein verlorenes, glückliches Lachen in die Kehle hinein, daß ihm der gewölbte Bauch davon hüpfte. Hierauf versank er wieder in Schlaf.

„Pfui Teufel! Herrgott, so ein Mensch gehört aufgeknüpft!"

Unterdessen fuhr Jakob mit dem Garbenwagen daher. „Was ist los?"

„Pfui Teufel, aufgeknüpft gehört so ein Mensch!" knirschte Donatus noch einmal.

„Er hat heute nacht einen Kanonenrausch heimgebracht und ist nicht einmal mehr imstande gewesen, den Schlüssel vom Laden zu langen", schalt Agnes, die nun ebenfalls über den faulen Bruder sehr erbost war.

„Jetzt stehst aber sofort auf!" zürnte die alte Mutter, glühend vor Scham. Sie streckte ihre bloßen, dürren, bronzenen Arme nach ihm aus und packte ihn am Rockkragen. „Hannes, schäm dich!"

„Laßt ihn doch liegen," wandte Jakob ein, „das hat jetzt doch keinen Zweck; er kann jetzt doch nichts arbeiten."

„Vorwärts, auf!" beharrte die alte Mutter.

Da ihr Mahnen nicht im geringsten fruchtete, faßte Donatus den Rauschbold unter den Schultern. „Pfui Teufel, Hannes!" brüllte er ihn an.

„Jawohl," stimmte Agnes flammend bei, „wir schinden uns ab, und im Winter dürften wir dich dann verhalten."

Hannes überschaute gutmütig lächelnd die erregte Familie. Er brauchte ein paar gute Sekunden, bis er den Grund des Aufruhrs erfaßte.

Plötzlich verdüsterte ein feindseliger, haßerfüllter Zug sein gutmütiges Gesicht. Er nahm Donatus scharf in die Augen. „Was geht das Euch an?" schnellte er hitzig auf.

„Pfui Teufel! Du bist ja nicht wert, daß dich die Sonne anscheint", schrie Donatus noch gereizter. „Pfui Teufel nochmal!"

„Aber Euch geht das jedenfalls von Haut und Haar nichts an!" Hannes vollführte einen blinden Faustſtoß gegen die Brust seines Widerparts.

Da faßte Donatus den Faulenzer grimmig beim Handgelenk. „Das fehlte gerade noch! So ein Lump, so ein erdenmiserabler, der zu nichts anderem gut ist, als seiner alten Mutter die Schüssel leer zu essen! So ein Heidenfetz!"

Hannes entriß ihm die Hand. „Laßt mich in Ruh! Verstanden?" Er stieß dem Vater Donatus nun doch in unbezähmbarer Wut die Faust wider die Brust.

„Hannes!" wehrte die alte Mutter händeringend.

Aber Donatus, außer sich vor Zorn, packte jetzt den dicken Maler und Lackierer mit ausbrechender wilder Kraft und schleuderte ihn auf die Erde zurück.

Mit einem dumpfen Fall schlug der überwundene Hannes auf. Er stöhnte ein wenig. Dann lächelte er matt und verächtlich und drehte sich auf die Seite, das Gesicht im Stroh vergrabend.

„Wenn er sich bloß nicht verletzt hat", sagte Agnes, nun sogleich im Tone umschlagend.

Auch die alte Mutter ward jetzt totenblaß im Gesicht. Um ihren runzligen Mund ging ein krankhaftes Zucken. „Mir wär's oft am liebsten, er stürb mir weg. Es nimmt noch ein schlimmes End", weinte sie heftig auf. „Aber so wirft man einen Menschen doch auch nicht gleich zu Boden", klagte sie den hinter ihr stehenden Donatus an.

„Hat's dir was getan, Hannes", fragte Agnes noch einmal teilnehmend.

„Hast doch nichts gebrochen?" bat die alte Mutter, indem sie sich zu ihm niederbog, „so gib mir doch ein Zeichen!"

Auch Jakob trat mit der Peitsche in der Hand herzu, den Vater mit einem mißbilligenden Blick berührend.

„Laßt mich in Ruh", sagte nun Hannes dumpf und heiser.

Jakob und die Frauen traten schweigend ab.

Donatus aber blieb zurück wie ein Missetäter, den man nicht kennen mochte. Er bebte am ganzen Leibe vor innerer Erregung; ein kaltes Rieseln schauerte ihm über den Rücken herauf. Er wollte sich noch aussprechen. Aber Jakob fuhr bereits den Wagen in die Tenne, und die Frauen schoben an den Radspeichen; keines sandte mehr einen Blick herüber.

Auch zu Hannes fand sich keine Brücke.

Donatus kehrte also, von sich selber aufs tiefste angewidert, in lauten Stiefeln und Arbeitsrock in sein Landhaus zurück.

Er schloß sich ins Musikzimmer ein.

Über ihm auf dem Balkon sang Susanna mit zarter, friedenbeschwingter Stimme eine geistliches Lied, zwischen dessen Atempausen das Staubtüchlein in der ruhigen blauen Luft flurrte. Von der Küche her tönte ein einschläfriger Rhythmus; Mutter Auguste klopfte Fleisch auf einem Hackbrett. Draußen rasselte allmählich Wagen auf Wagen durch die holprige Dorfstraße; hoher Peitschenknall stürzte unversehens in den Lärm.

Donatus sank erschöpft in den gepolsterten Ehrenlehnstuhl mit den geschnitzten Armlehnen nieder. Er würde sich noch vor lauter Leere das Leben nehmen. Verworfen, verfemt, innerlich zerrissen, von Selbstverachtung zerfressen starrte er vor sich hin.

Und dieser selbe Mann wollte sich noch Liebesträume vorgaukeln! Er mußte beinahe lachen.

„Aber warum denn nicht? Warum denn nicht?" sagte er dann plötzlich ein paarmal zu sich selber. „Warum nicht gerade jetzt? Natürlich doch gerade jetzt!"

Dann war auf einmal ein Inhalt da, ein Kampf, ein Wagen, ein Aufstieg, ein Zweck, ein Zukunfts-

bogen! Dann hatte man auf einmal wieder die Seligkeit in den Adern, für ein Ziel sein Leben einzusetzen, das erst durch den Einsatz Glut, Farbe, Gehalt, Wert bekam! Er erbaute sich ordentlich an der eigenen Kühnheit. Und es war ihm, als liefe er über eine brennende, flammenüberdachte, hinter ihm zusammenbrechende Brücke einem unerhörten Glück entgegen.

Er trat an das Schreibpult und entnahm der Schublade ein Photographiestück, worauf die Bildnisse Florians und Emiliens prunkten. Er hatte das Kleinod unter seinen Papieren gehabt. Nun nahm er es an sich, indem er mit der linken Hand das Porträt des Stiefbruders Florian verdeckte.

Alsdann suchte er nach der Schere. Mit ein paar knackenden Schnitten trennte er den Stiefbruder von Emilie ab. Dann drückte er das Bild an seine Lippen.

Im Dachstock schlug die Wanduhr. Susanna sank in die Knie und sprach ihr Stundengebet.

„Vater?" sagte Frau Auguste, sich leise und schüchtern durch die Tür zum Musikzimmer schiebend, „bist du schon wieder da?"

Er verbarg das Porträt schleunigst unter der Weste. „Dieser Hannes hat mir alles verdorben", entlud er sich. „Ich habe aber mit dem Fetzen endlich einmal gründlichst abgerechnet."

7*

„Warum verdirbst du dir und anderen den Frieden?“

„Weil ich es einfach nicht über mich bringe, mitanzusehen, wie solch ein Fetz die Zeit schändet“, schrie er sie ärgerlich an, ohne sich umzudrehen.

„Auf diese Weise wirst du nie Ruhe bekommen“, meinte sie mit fraulichem Vorwurf.

„Um so besser!“ versetzte er eigentümlich verändert.

„Soll ich dir dein Butterbrot herüberbringen?“

„Meinetwegen“, antwortete er gelangweilt. Er gähnte ausgiebig in die hohle Hand hinein.

Siebentes Kapitel

Florian schwelgte zurzeit in dem freilich uneingestandenen, aber doch süßen Glück eines neuen Erfolges.

Er hatte einen erdichteten Menschen namens Kornelius Schimmelpfennig in einem dickleibigen Roman über alle erdenklichen Schicksale hinweg in die Schatten des Todes und der Skepsis gehetzt. Die Sache war weder besonders neu noch besonders gewaltig. Aber das unberechenbare, hochverehrliche Publikum trug nun wie durch ein Wunder diesen Kornelius Schimmelpfennig auf seinen unberechenbaren Schultern über die anderen literarischen Tagesereignisse herauf, dem reichen Zauberer Felix, der seit neuerer Zeit eine Verlagsdruckerei besaß und das ihm angebotene Werk des Onkels abgelehnt, ja dem Kornelius Schimmelpfennig ein frühes, ruhmloses Ende vorausgesagt hatte, zum hellen Spott und Ärger. Felix konnte sich jetzt denn auch nicht genug darin tun, dieses unverständige, wetterwendische Publikum zu schmähen und in den Grund zu verdammen.

Nachdem aber der illustre Name Kornelius Schimmelpfennig einmal der Öffentlichkeit in den Ohren saß, hielten sich selbstverständlich Hinz und Kunz im Gewissen verpflichtet, das umlärmte Buch, das ein jeder gelesen haben mußte, in ihren Bücherständer zu stellen. Das machten diese würdigen Herrschaften in jedem Jahr einmal als etwas durchaus Neues mit, ohne durch die Erinnerung an denselben Rummel vom letzten und vorletzten Jahr im mindesten beeinträchtigt zu werden. Es war dies eben die schließlich einzig mögliche Rettung der wildumworbenen Leserwelt aus einer Unzahl bis in die Sterne gepriesener Namen, die nach der Reklame der Verleger und den Zeugnissen der Verehrer alle nur Berühmtes und Ewiges schufen und sich an den Toren der Unsterblichkeit die Hände wund klopften. Das war der ewige Schrei der Masse, auf einen auch noch so niedrigen Gipfel zu gelangen, ein Schrei, der in Ewigkeit alle Träume von Gleichheit und Brüderlichkeit zuschanden machen wird.

Im heurigen Vorwinter bildete also Florian mit seinem Kornelius Schimmelpfennig im Gesichtsfeld der Menge für einige flüchtige Wochen die ruhmumstrahlte Höhe, und für einige kurze Wochen blieb der Sankt Stefansbacher Dichter der schwüle, unausgesetzte Traum aller Federhelden, deren Sterne nicht brennen wollten; ja, nicht wenige derselben

griffen nach dem Kornelius Schimmelpfennig nur aus dem Grunde, um zu erfahren, wie denn so ein marktstürmendes, wunderbares Objekt beschaffen sein müßte, um den nervenzehrenden Traum zu verwirklichen.

Obwohl Florian jeden Erfolg im Prinzip natürlich tief verachtete und alles irdische Glück philosophisch verneinte, schlich ihm die verwunschene Sache doch wie Honigseim und Weingeruch und Frauenhuld in die Seele. Er ärgerte sich zwar pflichtgemäß über die schauerlich rührige Post, warf dem klingelnden Postboten und der mit Schriftstücken zum Biegen wie Brechen beladenen Magd grimmige Blicke zu, zerriß die Hunderte Briefe, die Tag für Tag einliefen, warf die ehrerbietigst überreichten Bücher namenloser Schriftler zu Pack und Plunder und kehrte all den tausenden verlangenden Händen, die da anfragten, wie man es anfangen müsse, um ebenso berühmt, reich und glücklich zu werden, stolz und schroff den Rücken. Er wies alles höhnisch zurück. Selbst die Aktiengesellschaft, die in diesen lauten Tagen den Kornelius Schimmelpfennig auf den Film der Lichtspieltheater zauberte, hatte einen schweren Stand gehabt; sie mußte tief und tüchtig in den Geldsack greifen, bis Florian schließlich einwilligte.

Aber im allergeheimsten Herzen blieb es eben doch ein gewisser Genuß, die ganz untertänigsten,

ehrfurchtsvollen Bitten der Bewunderer um den teueren Namenszug zu verweigern, die Einladungen zu Vorträgen, Tagungen, Meinungsäußerungen über die weltfremdesten Dinge abzuweisen. Das war eine Last, die gleichzeitig drückte und wohltat, in deren Dunstkreis bereits die geheime Furcht lauerte, daß man das alles eines Tages verlieren und diesen verachteten Zusammemhang mit der verpönten Menge entbehren müßte, mit dieser verpönten Menge, deren Glied man nun einmal war und aus deren brausendem Herzen einem alle neuen rätselhaften Kräfte zuströmten, wenn dies auch noch so sehr geleugnet wurde.

So warf die auffunkelnde, vergängliche Krone des Selbstvernichters Kornelius Schimmelpfennig also doch einen geheimen Freudenstrahl in das alte Schloß zu Sankt Stefansbach, das offiziell der Trauer geweiht war und in dessen Räumen der Skepsis, der Verneinung, dem Daseinsverzicht theoretische Altäre errichtet wurden.

Alles das erschien wie ein Witz unbegreiflicher Kräfte, um die auch ein Florian sich nicht ungefoppt herumdrücken durfte; aber wenn auch der Stolz irgendeinen Turm erreichte, so war damit weiter nichts gewonnen, als eben ein Turm, von dessen Spitze aus einem die Himmelsfenster immer noch gleich unerreichbar entfernt blieben.

* * *

In der zweiten Woche vor Weihnachten gab Florian auf das Drängen seiner engeren Freunde, insonderheit des unverwüstlichen, tafelfreudigen Malers Schottenhammel, einen Gesellschaftsabend.

Man saß an diesem Tag in dem orientalischen Zimmer im Oberstock, das der Dichter nach dem plötzlichen unerwarteten Geldregen bei einem Gelegenheitskauf in der Großstadt, einer Augenblickslaune folgend, sich hatte einrichten lassen. Etliches chinesisches Porzellan stand auf Wandbrettern, japanische Malereien hingen an den Wänden.

Emilie hatte für den Abend eigens einen Stadtkoch mieten müssen, der unter viel Lärm und Gerassel und dem handwerksmäßigen Rumoren gegen einen mitgebrachten jungen Jucker und das eigenmächtige Küchenmädchen ein in grauenvoller französischer Sprache abgefaßtes Abendmahl aus ebensoviel Gewürzen wie eigentlicher Materie erschuf.

Der Maler Schottenhammel, Florians blutverschriebenster Verehrer, war schon am hellen Nachmittag eingetroffen. Er stak, nachdem er sich des Überziehers entledigt hatte, in einer tadellosen dunkelglänzenden Sammetjacke, in grauen, gestreiften Kniehosen und schwarzen Wadenstrümpfen, einem wundervollen ziegelroten Zierstreifen unterm Knie. Sein dunkler Vollbart war diesmal im Geiste Sudermanns geschnitten; sein Gesicht war etwas dunkler

als gewöhnlich, das Leberleiden darin etwas ausgeprägter als früher; trotz einer eben überstandenen Wasserkur in einem nahen Badeort.

Wie immer stand er auch heute der Hausfrau des Festgebers hilfreich zur Seite. Er skizzierte die Tischordnung, verteilte seine Anordnungen, schulmeisterte den Koch samt Jucker und Spülmagd. Dazwischen warf er dem Hausgott Florian seine immer bereite Anbetung zu Füßen. Hierzu verfügte er über ein erstaunlich reiches Spiel von Augen, Mund und Händen. Aber diese Leistungen waren eine gewohnte Sache, die weder anstrengte noch aufregte, um so sicherer aber einen gesegneten Appetit für den bevorstehenden Imbiß erzeugte.

Emilie war wirklich froh an der Hilfe des galanten Malers. Ohne seinen Beistand hätte sie die heutige Komödie nicht vorbereiten können.

Da saßen nun die erfolgbeflissenen Freunde des berühmten Florian an dem breiten, großen, durchaus deutschen, aber mit einer asiatischen Decke belegten Eichentisch auf ebensolchen eichenen Stühlen, die Füße auf Perser Teppichen, aßen die Kunst des Stadtkochs samt Juckers und tranken aus einem gewaltigen, dickbauchigen, schilfumflochtenen Fiasko einen breiten, schweren, sonnenüppigen Afrikanerwein, der wie Tigerblut glühte, jedoch durch die jauchzendhellen Flammen eines echten Champagners erleichtert und vergöttlicht

war. Diese kunstgerechte Mischung bildete das ständige Trunkrezept, das Schottenhammel in allen Häusern, wo er als Gast tafelte, mit beredter Zunge durchzusetzen wußte, und dem er dann im Verlaufe des Mahles durch einen unheimlichen Zuspruch die Bekräftigung der Güte verlieh.

Oben an der Tafel speiste der Gott Florian. Er trug einen breiten Umlegkragen und eine schwarze Deckkrawatte unter dem verschneiten Spitzbart. Den starken Oberleib zierte ein dunkler Gehrock, woran auf das unablässige, inständige Flehen Schottenhammels eine silberne Medaille an gelbem Band hing, die der Dichter neulich von der Hand eines Duodezfürsten zugewiesen bekommen hatte.

Zur Rechten Florians blühte seine Gemahlin Emilie in einer roten Seidenbluse, jung, schön, wie eine Sommerrose, das Antlitz leicht getrübt und verärgert. Schottenhammel hatte sie aus den verschiedensten Gründen nirgend anders unterbringen können.

Ihr gegenüber hatte er der Gattin des Nabobs und Druckereibesitzers Felix einen Platz angewiesen, die jetzt mit ihren dunkeln Augen in dem blassen, nervösen Gesicht halb angeregt, halb spöttisch die versammelte Runde musterte.

Neben ihr löffelte der magere Gemahl, der für seine Bedeutung und Würde noch furchtbar jung

und unreif aussah, aus dem ihm vorgesetzten Teller, seinem Vater Donatus so wenig als nur möglich gleichend; er mußte wahrhaftig einen sprunghaften Rückfall in irgendeinen altersgrauen, andersgearteten Großahnen bedeuten, der am Ende ein alter Kelte oder Wende oder irgend so etwas Unfaßliches gewesen war. So sehr fiel dieser plötzlich reich gewordene Felix aus dem Geschlecht seiner Eltern heraus. Sein rabenschwarzes Haar lag dicht und schwer an der Schädeldecke, die Schläfe wuchsen lang, einförmig, eben, weiß und kalt daraus hervor. Der Mund war klein, das Kinn etwas vorgerückt; auf der nicht unhübschen, leicht gebogenen Nase thronte ein goldener Zwicker. Felix sprach sehr wenig; seine Worte waren müde und trocken. „Ich habe eine halbe Million, und diese berühmten Leute da sind meine Kostgänger", sagten seine Mienen.

Links von Felix lehnte das Bildhauergenie Gabriel Öchsler ungeniert und tief im Stuhl. Er war weißblond, hatte lebhaft gerötete kindliche Wangen, prachtvolle graublaue Augen, aber leise durchsäuerte Mundwinkel.

Dann folgten die beiden bekannten Schauspieler vom Thaliatheater, der massige Ignaz Schwaibold mit einer Trommel in der Kehle und der bescheidenere Gugenhan, der sich wie ein Trabant dem älteren und dickeren anschmiegte.

Oben am Tisch hatte man dem Emeriten Donatus einen Sitz eingeräumt. Der unbekannte Bruder sollte heute dem berühmten Bruder gegenübersitzen und auf diese Weise an dessen Ruhm teilhaben.

Donatus trug einen hellgrauverwölkten Cheviotanzug, den er sich in jüngster Zeit in der Stadt hatte anfertigen lassen und der ihn sehr gut kleidete. Eine dunkelblaue Kragenbinde mit roten Schrägstreifen schien sein Antlitz gleichsam zu heben und zu verjüngen. Auch der Bart war neuerdings zugestutzt, verkürzt, verjüngt worden. Donatus machte jedenfalls einen frischen, gesunden, wenn auch etwas bürgerlichen Eindruck in dieser beweglichen, gesprenkelten Künstlerrunde. Seine Frau Auguste hatte er überredet, das Haus zu hüten. Er war jetzt bitterfroh, daß sie nicht an seiner Seite saß.

Neben Donatus saß, aß, trank und fuchtelte der dicke Bräuhauswirt von Sankt Stefansbach. Schottenhammel hatte den drolligen Alten mit dem kahlgeschorenen schneeweißen Vollmondkopf und den kleinen, listigen Augen zur Erheiterung der Gäste herbeigeschleppt.

Schottenhammel selber hatte den Platz an der Seite des fröhlichen Bräuhauswirtes gewählt.

Zu seiner Linken saß der kleine, breitschultrige Dichter Kidaisch, dessen dunkle Löwenmähne in seltsam verräterischem Gegensatz stand zu dem vor-

springenden fröhlichen Bäuchlein unter der geblümten Weste.

Ihm folgte die berühmte Frau Isgard Hutt, eine leibesgewaltige Dame mit kurzgeschnittenem, schönem Lockenhaar, roten, vollen, glänzenden Wangen und knolliger Nase.

Der Dichter Xaver Leuze aber lebte wie vergessen und verloren neben den Körpermassen der Frau Isgard. Halb verkannt und wenig beachtet, erschuf er die besten und innigsten Sachen der ganzen Tafelrunde. Er hatte ein fraulich stilles, manchmal nervöse zuckendes, blasses Gesicht und so gar nichts von dem Ungewöhnlichen seiner lauten Kollegen an sich.

Den Sankt Stefansbacher Pfarrer Häberle hatte man ebenfalls, der Kuriosität halber, einen lebendigen Pfarrer in der Mitte zu haben, eingeladen. Häberle zog es indessen vor, in dem benachbarten Gilgenberg bei einem fröhlichen Tarock und den obligaten männermordenden Virginiazigarren im Kreise eines Amtsbruders, des Torfmullverwalters Klotzbücher und des Versicherungsinspektors Gnann die Zeit zu vertreiben.

„Der Tod", fuhr Florian in seinem langen Vortrag fort, indem er kauend zur Seite schaute, „stellt entschieden das seligste Ereignis im Leben des Einzelnen dar."

„Was mich anlangt, so möchte ich diese Seligkeit doch möglichst weit hinausgeschoben wissen", warf Felixens Gattin Elvira ein. Ihre Augen blitzten von Widerspruchslust, und ihre Lippen zuckten spöttisch, als der erwartete Beifall der Gäste ausblieb.

„Ich meinesteils", bekannte Florian, „wäre folglich jedenfalls zu jeglicher Stunde bereit, durch das letzte große Welttor in Grenzenlose hinaus zu schreiten, ins Nimmersein, vor allem dann, wenn ich, wie man so zu sagen pflegt, einmal im Glück schwömme; denn es dünkt mich grundverkehrt, den Tod immer nur als Abschluß und Folge der Leiden, der Not, des Daseinsverdrusses zu betrachten und in ihm das Ende aller dieser Übel zu erblicken, anstatt in ihm den Beginn eines wirklichen Glücks zu begrüßen. Ich meinesteils wäre folglich weit eher bereit, an einem schönen, vollen, sonnbeglückten Tage, nach einer Kette wirklich lebenswerter Augenblicke freiwillig und unverbundenen Auges aus dem Leben zu scheiden und so den Schein des Glücks durch das wahrhaftige Glück zu ersetzen und den Schein des Lebens durch den Tod zu krönen." Er zielte, während er diese Erklärung schloß, mechanisch mit der Gabel nach einem Hahnenschenkel auf der Platte.

Emilie bekam von neuem einen roten Kopf. Sie wischte sich mit dem Mundtuch die Lippen, um ihren

Unmut zu verbergen. „Er ist ein einfältiger Narr", dachte sie.

„Darin hast du vollkommen recht", bestätigte Donatus in einem langen, saugenden Blicke.

„Prosit, Schottenhammel!" rief das Bildhauergenie Öchsler über den Tisch herüber und brach dann in eine unbegründete gelle Lache aus, die in allen Schattierungen ertönte.

„Ich wünsche jedenfalls verbrannt zu werden", bemerkte der löwenmähnige Kidaisch in einem schönen, tiefen, gemessenen, ernsthaften Basse, indem er das Haupt gedankenvoll gegen die Brust senkte, so daß der kostbare Vollbart die geblümte Weste nahezu verdeckte. Sein Bäuchelein schwoll in einem langen Atemzug. Dann fuhr er fort: „Was aber mit meiner Asche geschehen soll, darüber bin ich immer noch nicht im klaren."

„Ich meinesteils habe testamentarisch angeordnet, daß meine feuerüberdauernden Reste auf einen umzäunten Acker in meiner Heimat, den ich bereits käuflich erworben habe, ausgestreut werden, dieses Grundstück aber folglich auf sogenannte ewige Zeiten vollkommen sich selbst überlassen, also durchaus unbebaut und unbearbeitet bleibe", erklärte der Gott Florian.

Um Emiliens Mund spielte ein verächtliches Lächeln.

Donatus nahm dasselbe erglühend in sich auf. Sie war wundervoll in ihrer stummen Abwehr.

„Was mit meinen geliebten Gebeinen geschieht, war mir von jeher durchaus schnuppe", lachte der Genius Öchsler.

„Reden wir von etwas anderem", mahnte auch der Maler Schottenhammel. Alsdann beschüttete er mit dem Salzfaß einen kunstvoll gemischten Bissen auf der Gabel und führte ihn zum Mund. Darauf ergriff er sein Glas: „Prosit, Öchsler!"

„Prosit, Schottenhammel!"

„Das ist denn doch nicht einerlei, verehrter Herr Öchsler," wandte Frau Isgard Hutt ebenso gütig wie geistreich ein, „denn es bleibt nun einmal ein dauernd interessantes Faktum, daß der Mensch sein Denken, Wünschen und Hoffen über seine eigentliche, das heißt irdische Existenz hinaus verlängert und um jeden Preis auf ein Nachleben erpicht ist und sich also über diesem Stern ein Jenseits aufbaut, das er mit aller Kraft seiner Phantasie ausschmückt, und das demnach doch nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen ist. Was sagen Sie zu dem Problem?" wandte sie sich speziell an den Verlagsdruckereibesitzer Felix, um ihm, der der Verleger ihrer Romane war, eine besondere Aufmerksamkeit zu erzeigen.

Felix setzte ein dünnes, trockenes Lächeln auf: „Sie werden wohl recht haben", gab er in einem leisen, müden, aber bedeutungsvollen Tone zur Antwort.

Donatus aber dachte: Dieser Felix ist ein Idiot, allein er ist nichtsdestoweniger mein Sohn, besitzt eine halbe Million und verkehrt allem Anschein nach mit den berühmtesten Leuten wie mit seinesgleichen.

„Sie haben sicher recht", bekräftigte Elvira mit spitzem Mund und einem geistreichen Lächeln, in dem trotz aller natürlichen Klugheit viel weibliche Beschränktheit sich offenbarte.

„Was meinen denn Sie dazu, Bräuhauswirt?" ulkte Schottenhammel, indem er dem angestrengt tafelnden Alten auf den vollen, breiten Rücken klatschte.

Der Bräuhauswirt, über dessen glattrasiertes Antlitz die Genüge in den anmutigsten Lichtern huschte, gab überhaupt keine Antwort.

„Prosit, Schottenhammel!" rief das Bildhauergenie.

„Prosit, Öchsler!" dankte der Maler und vertilgte seinen erklecklichen Weinrest auf einmal.

„Was halten Sie davon, Herr Kollege?" fragte der Dichter Kidaisch noch im gleichen ernsten, untergründigen Baßton.

„Wenn ich's nur selber wüßte", gab der stille Xaver Leuze lächelnd zurück.

Nun wandte sich Kidaisch an Emilie. „Und die gnädige Frau des Hauses?" fragte er mit einer leichten Verbeugung, wie um eine längst fällige Ehrenschuld einzulösen.

Aller Augen richteten sich gespannt auf Florians junge Gattin.

Emilie wurde rot bis über die Ohren. Sie versuchte mit einem Lächeln über die Verlegenheit hinwegzukommen, aber auch dieses Lächeln mißlang vollständig. Und so erschien sie denn jetzt in dieser erlauchten Gesellschaft wirklich als das ehemalige Dienstmädchen, das hier nicht an seinem eigentlichen Platze war.

Florian aber machte nicht die leiseste Miene, seiner Gattin aus der Verwirrung herauszuhelfen. Dadurch erlag die ganze Gesellschaft erst recht dem Eindruck, daß man hier jemanden in der Mitte hatte, der nicht zur kompakten Masse gehörte. Sogar der Bräuhauswirt erlag diesem Gefühl. Ja, es schien geradezu, als säße sie nur zum Witz an der Seite des gefeierten Gatten.

Emilie ward abwechselnd blaß und rot, und in ihren schönen Augen flackerte es von Gegnerschaft und Feindseligkeit.

„Was soll auch eine schöne, junge Frau Kluges über den Tod sagen?" löste Donatus plötzlich und unversehens die Spannung. In seiner Stimme glühte niedergehaltene Kraft und Kampfgier.

Zum Glücke obsiegte jetzt im Hin und Her der Reden der Genius Öchsler mit seiner Idee vom Wagenhaus.

8*

„Ich abonniere sofort darauf", sagte der dicke Schauspieler Ignaz Schwaibold gähnend, und sein jüngerer Kollege Gugenhan, der durch einen angeschmiegten Arm wie ein Ableger mit ihm zusammenhing, nickte der Bequemlichkeit halber ebenfalls zustimmend.

„Das wären also mehrere kleinere, gänzlich geschlossene Wagen, die der Güterbeförderer vom Bahnhof wie Möbelwagen abholte, und die hernach an Ort und Stelle neben- und übereinandergestellt würden, der Küchenwagen neben den Eßzimmerwagen, daneben der Empfangsraumwagen, den ersten Stock mit Schlafzimmer und Herrenzimmer darüber, also sozusagen Würfel auf Würfel, verbunden durch Treppen und Türen?"

„Jawohl", lachte Öchsler. Er erhob das Glas: „Prosit, Schottenhammel!"

„Prosit, Öchsler!"

Florian träumte während dieses Gespräches mit halben Augen ins Leere.

Frau Isgard weidete seinen berühmten Kopf mit verliebten, bewundernden Blicken ab.

Der blasse Xaver Leuze war noch tiefer in den Stuhl zurückgesunken und schlief.

Der Schauspieler Schwaibold setzte die Tafelrunde davon mittels einer ulkigen Mimik in Kenntnis.

„In Zukunft wird es überhaupt nur noch transportable Häuser und Städte geben, jedenfalls werden Künstler, Gelehrte und all das Pack, das auf keinen festen Wohnsitz hält, nur noch in Wagenhäusern wohnen", erläuterte Öchsler.

„Herrgott, Mensch! Laß dir deine Idee nur gleich patentieren!"

„Prosit, Öchsler!" schäumte Schottenhammel.

„In Zukunft wird man eben die Gebäudeplätze mieten, wie man heute die Wohnungen mietet, und auch der seßhafteste Bürger wird sein Wagenhaus von Zeit zu Zeit wenigstens nachrücken und wenn's bloß von einem Stadtviertel ins andere wäre. Auf diese Weise wird man ein fortwährend sich veränderndes lebendiges Stadtbild von erstehenden und verschwindenden Häusern vor sich haben, und die Stadt wird auch keine Stunde lang mehr dieselbe bleiben. Selbstverständlich sind dabei Häuser von soundsoviel Stockwerken, bis zur Höhe von Wolkenkratzern nicht ausgeschlossen." Öchsler brach in eine Lache aus.

„Die Sache ist wirklich nicht uninteressant", sagte Kidaisch nachdenklich. Er wollte ein langes Gespräch darüber eröffnen. Aber im nächsten Augenblick war er gezwungen, seinem Wolfshunde, der ihn stören kam, einen Hieb auf die Schnauze zu versetzen und mit diesem unerwarteten Schlag das Thema vom Wagenhaus abzulenken.

Nun beherrschte der Wolfshund eine Weile die Unterhaltung. Schottenhammel hetzte das Tier auf den dicken, schlemmenden Bräuhauswirt, der zum Gaudium der angeheiterten Gäste das Bein mit einem derbgenagelten Rohrstiefel zur Abwehr hochhob.

Schließlich rannte sogar der löwenmähnige, ernste Kidaisch auf kurzen, plumpen Beinen und mit dem hüpfenden, beblümten Bäuchlein beschwert ein dutzendmal um dem Tisch hinter dem zähnefletschenden Tiere her, um der Gesellschaft dessen Wolfsseele vorzuführen.

Das gab erneuten Anlaß zu einem dröhnenden Gelächter, woran sich namentlich Öchsler mit allen Stimmitteln beteiligte. Selbst dem müden Nabob Felix stieg ein Tropfen Blut in den Kopf; ja, er unternahm es sogar, aufzuspringen und Elvira gegen die kochende Wolfsseele zu schützen.

Elvira aber verfolgte funkelnden Auges das stolze, haßgestaute Tier, und es war ihr, als lebte ein Teil ihres Wesens in diesem feindseligen, von dunkeln Trieben gejagten Geschöpfe.

Indessen ward der gereizte Hund mehr und mehr zum Wolf. Er drückte den Schweif nieder, reckte die Ohren, duckte sich, donnerte seinen Besitzer mit kurzem Bellen an, und für Augenblicke schien es immer noch ungewiß, ob nicht plötzlich der reine Wolf in ihm ausbreche.

Öchsler machte mit einem Lachen die Wände erzittern. Auch Florian lachte etwas mit. Nur Emilie bewahrte ihre abweisenden Mienen. Doch die fröhliche Tafelrunde kümmerte sich nicht im geringsten darum. Ja, man ignorierte sie allmählich vollständig.

Empört, mit glühenden Wangen und hochwogendem Busen blieb sie daher im Speisezimmer zurück, als die Herrschaften, ihre Weingläser in den Händen — Schottenhammel und Öchsler trugen dazu noch je einen bauchigen Fiasko unterm Arm —, sich in Florians Studierstube verfügten, um dort dem Wein, dem Rauch zu huldigen, Verse zu deklamieren und Literatur zu reden.

Der Emerit Donatus verließ das Speisezimmer als Letzter. An der Schwelle aber drehte er sich noch einmal um. Emilie stand, ihm den Rücken kehrend, am Fenster, das Haupt leicht gesenkt, die Hände rücklings im Kreuz übereinandergelegt. „Kommst du nicht mit herauf, Schwägerin?" fragte er; seine Stimme zerfaserte sich.

„Nein!" dankte sie schroff, wie wenn sie eigens darauf gewartet hätte, daß doch noch jemand komme, sie zu bitten, dem sie dann gehörig hinausgeben konnte.

„Ich werde mich ebenfalls aus der Komödie drücken", erklärte Donatus. Er machte einen halben

Schritt, zog jedoch das vorgesetzte Bein wieder zurück. Ein süßes Feuer loderte ihm durchs Blut. Nun trat er ganz ins Zimmer; aber er strauchelte im Weiterschreiten.

Die Türe war noch halb geöffnet, wie er sich durch einen raschen instinktiven Blick überzeugte, wobei das Weiße seiner Augen seltsam aufblitzte. Da schritt er zurück und schloß mit zitternder Hand die Tür.

Emilie verharrte regungslos an ihrem Platze. Mit taumelnder Seele trank Donatus ihre Gestalt und ergriff Besitz von ihrer schwülen, gereiften Schönheit. In ein paar kurzen Schritten ging er auf sie zu, und leise legte er jetzt seine fiebernde Hand auf ihre wundervolle Schulter. Er mußte alle Kraft zusammenhalten, um nicht sofort aufjubelnd den geliebten Körper zum umfassen und in seligem Wahnsinn an sich zu pressen.

Emilie schaute etwas verwundert zu ihm auf.

„Das ist kein Leben für dich in diesem Haus", zürnte er für sie. Doch in seiner Stimme lag nun ungewollt etwas Väterliches.

Ein kaum merkliches Lächeln spielte auf einen Augenblick in Emiliens Antlitz. „Ein Irrenhaus ist es", erklärte sie dann, indem ein flammendes Rot ihr die Wangen entzündete.

Da legte Donatus ganz wie von ungefähr seinen Arm um ihre Hüften. „Und doch verdienst du

geliebt zu werden, wie nur je ein Weib geliebt wurde."

Sie sah ihm lächelnd in die Augen. Aber ihr wehender warmer Atem berührte ihn berauschend, und ihre reifen, roten, leise bebenden Lippen über dem süßen Schmelz der gesunden Zähne waren ihm selig nahe. „Du hast es ja miterlebt, was ich verdiene!"

Er ließ seinem Arm die Zügel frei, der sich nun, wie wenn er eigene Sinne hätte und selbständig wäre und sein eigenes Leben besäße, wie saugend um die Fülle ihres Leibes preßte und fest und schwer und schwül darauf ruhte.

„Und du hast ja gesehen, wie mein Mann mich vor Beleidigungen schützt", fuhr sie aufflammend fort.

„Florian ist ein Schafskopf. Darüber sind wir doch längst einig, nicht wahr?"

„Jedenfalls fühle ich mich nicht verpflichtet, dir zu widersprechen", sagte sie heftig, nun ganz übermannt vom Zorn über die erlittene Kränkung, und wie sich vergessend schmiegte sie sich leise an ihn.

Da brandete alles Blut in ihm auf. Ein Sprühen tanzender Lichter vor den Augen verwirrte ihm den Blick.

Nun zog er sie sanft auf das nebenan stehende orientalische Kanapee.

Wie unbewußt ließ sie es geschehen.

„Und doch verdienst du wie eine Göttin verehrt zu werden", sagte er.

Sie brach in ein kurzes, helles Lachen aus. „Meine Sache ist endgültig entschieden", entgegnete sie alsdann, und ihre Mienen verdunkelten sich. „Mein Leben ist verfahren, verpfuscht, verloren, aber ich kann wenigstens von Zeit zu Zeit meiner Familie zu Haus Geld schicken, das ist das einzige, was mich hier noch festhält."

„Wenn es aber ein Herz gäbe, das dich mit allen Schauern liebte und dir das letzte rote Blut hinopferte?"

„Das gibt es eben nicht. Genau so hat mir damals Florian seine Liebe erklärt." Sie lachte.

Donatus geriet für einen Augenblick aus dem Konzept. Aber er gab sich einen neuen Stoß. „Wenn es aber dennoch ein solches Herz gäbe? ein Herz, das die Welt und das Leben ohne dich nicht mehr ertrüge?"

„Das gibt es eben nicht", wiederholte sie lächelnd. „Das ist nichts als eine schöne Lüge."

Er fühlte, wie ihre Worte gleichsam körperlich seine fiebernden Wangen berührten, seine Ohrmuscheln streiften.

Er suchte ihre Hand. Sie überließ sie ihm lächelnd.

„Emilie!" brach er plötzlich hervor. Er umschlang sie mit aller Gewalt. Er hatte jetzt kein Blut mehr,

es war ihm, als loderte in ihm das helle Feuer durch die Adern, und berauscht bis zum Wahnsinn, preßte er ihren geliebten Leib an sich, bekämpfte er ihren Widerstand, drückte ihr die Arme herunter, nahm ihr süßes Haupt in seine brennenden Hände und suchte mit dem Durste eines Hirsches nach ihrem wonnevollen Munde.

Als er jedoch seine Lippen auf die ihren pressen wollte, lachte sie plötzlich mit geöffnetem Munde. Verdrießlich und ernüchtert hielt er schließlich inne. Sie aber lachte in einem einzigen Zuge immerfort.

Er streichelte ihr die Hände. Nun empfand er plötzlich etwas von der Verlegenheit der Verliebten.

Emilie aber ward auf einmal ernst und nachdenklich. Ein verlorenes Kräuseln spielte wie in Traurigkeit um ihren jungen Mund . . . Konnte sie ihm denn sagen, daß sie selber eine noch viel törichtere Liebe als er in ihrem blinden Herzen nährte, die noch viel aussichtsloser als die seine war? Konnte sie ihm denn sagen, daß sie bei all seinem Werben immer nur an den Jüngeren dachte, und daß sie sich jetzt nicht gewehrt hätte, wenn das Unmögliche geschehen wäre und sein Sohn Raimund, der nun nach der Tonsur trachtete, an seiner Stelle gewesen wäre?

Sie schwiegen beide.

Vom oberen Stock her drang die Hünenstimme des dicken Schauspielers Ignaz Schwaibold durch einen dem Rauche geöffneten Fensterspalt in die Stille der Dorfnacht hinaus. Emilie und Donatus horchten unwillkürlich auf.

Schwaibold ließ jetzt dem ganzen tobenden Löwen in seiner Kehle freien Lauf. Er sang, als ob nicht nur sämtliche Sankt Stefansbacher, sondern auch die sämtlichen Seligen hinter den Sternen die Verse des Dichters mit dem Bäuchlein hören müßten, obwohl weder der Inhalt der Strophen noch das Ausmaß des Raumes irgendwelchen Anlaß dazu gaben: „Mein Leben."

So lebe ich nun Jahr um Jahr
Wie in einem tiefen Traum,
Wie vermummt in Schein und Schaum,
Daß mich das oft wunderbar
Ergreift, was ich mein Leben nenne,
Das ich so wenig wie das der andern kenne.

Aber der Maler Schottenhammel hatte die Magd auch schon soundso oft in den Keller geschickt und in dem schilfumflochtenen bauchigen Fiasko seinen unfehlbaren Göttertrank gemischt.

Schwaibold legte von neuem los und trug das Gedicht der Frau Isgard Hutt vor:

Durch welche Kerker bin ich denn gegangen,
Gequält von schwarzem Schicksalstreiten,

Von Unmut, Schwere, dumpfem Spannen?
Da doch die runden Apfelbäume
In den grünen Haldenwannen,
An der blanken Dörfer Säume
Wieder voll und rosig prangen,
Und die Lerchen wie vor dannen
Ihren Jubel auf die Felder spreiten:
Durch welche Kerker bin ich denn gegangen?

Ein galanter starker Beifall dröhnte hernieder. Dann folgte Florians Lied „Das Letzte“:

Noch hat kein Mund das Letzte gesagt
Von der tiefsten Stunde einsamem Licht,
Das Letzte hat noch kein Dichter gewagt,
Kein Menschengeist hat den Schritt noch getan
In das zitternde Licht,
Das vor ihm gebrannt
In der einsamsten Stunde, da alles zerrann,
Was sonst in der Welt
Mit hundert trüglichen Händen uns hält,
Da erloschen, was sonst an Hoffnung blinkt,
An trüglichem Augenblicksschein uns winkt,
Gleich ungemessen und ungekannt,
Gleich zitternd nach der Bestimmung Grund,
Nach dem Warum und Woher.
Das Letzte hat noch gesprochen kein Mund,
Noch gewagt ein Verstand . . .
Die Sonne taucht schwer
Am Walde hinab

Ins tägliche Grab,
Das irgendwo am Jenseitsmeer
Vor dem Dunkel klafft, vor dem Jenseitsstrand,
Hinterm Berge aus suchender Herzen Not,
Aus suchender Seelen lohendem Rot,
Das Letzte, das Letzte der eigenen Brust,
Der einsam und nackt vor sich selber stand,
In der Nacht vor der Kluft,
Wer hat es bekannt,
Was die allereinsamste Stunde gewußt
Vom eigenen Ich, vom Sehnsuchtswall
An der Sonnengruft,
Vor dem Totenall?
Wer hat es bekannt,
Wer hat es genannt
Aus allverlassener blutender Brust,
Was die allereinsamste Stunde gewußt?

Sofort darauf vernahm man den Bärengesang des betrunkenen Bräuhauswirtes:

Ob ein Wein wächst oder kein,
Der Wirt hat immer ein.

Achtes Kapitel

Nun konnte Donatus seine Leidenschaft nimmer verbergen. Seine völlig betörten Gedanken kreisten immer nur um das geliebte Weib, und wenn er auch grundsätzlich nur noch zum entgegengesetzten Ende des Dorfes hinauswanderte, das verhängnisvolle Schlößchen mit aller Gewalt meidend, so mündeten die Wege doch immer in der Nähe von Florians Dichtersitz.

Einmal traf er auf solcher Heimkehr Emilie an, wie sie der Magd beim Wäscheaufhängen zur Hand ging. Durch die Gitterpforte erhaschte er im Vorbeigehen für einen Augenblick ihr Bild. Sie hatte die Ärmel hochgekrempelt und hielt eben ein schimmerndes Wäschestück in die Höhe, um es der Magd, die auf einem Stuhle stand, zu reichen. Sie bemerkte ihn nicht.

Wider die gewohnte Vorsicht blieb er eine Sekunde mit blitzenden Blicken, den Mund leicht geöffnet, das Antlitz bis auf das runde, weiche Kinn vom steigenden Blute entzündet, vor dem Gitter wie angewurzelt stehen, und erst als die Magd

sich umwandte, ging er, den Hut lüftend, seiner Wege.

Doch die beiden wundervollen bloßen Arme verbrannten ihm nun die Seele und alle Sinne. Das hatte in dieser Plötzlichkeit seine innere Spannung zu einer unerhörten Liebeshöhe gesteigert. Ein süßes, wildes, jauchzendes Begehren durchbebte seinen Körper. Und in auflodernder Kraft ahnte er einen Kampf voraus, in dem es gegen Gott und alle Vernunft um den Besitz eines bis zum Wahnsinn geliebten Weibes ging.

Alles, was sonst um ihn her sich ereignete, war nichtig, wertlos dagegen, stand in keiner Wesensverbindung mit seinem eigentlichen Leben. Es gab nur noch diesen berauschenden, einzigen Zweck. Das war dann entweder der Untergang oder aber die Seligkeit, der alleinig wertvolle Daseinsgehalt, die endgültige Letze aller Wünsche.

Es war ihm jetzt, als würden seine Gedanken zu lauter Marmor; in diesem Grade hatte er all sein Lebtag nie den eigenen Willen erkannt, den er nun gegen alle Widerstände durchsetzen würde und wenn er daran zerbräche.

Er besaß jetzt auf einmal eine ganz neue Klugheit, und hatte er ehedem beschlossen, die Gefahr zu meiden, vor ihr zu fliehen, so beschloß er in dieser namenlos seligen Stunde, vor allem seine Sache

zu verheimlichen, die Lauscher irrezuführen, um auf solche Weise, ohne die Geschicke anderer übereinander zu stürzen, um so rascher und sicherer den erträumten Besitz zu erreichen.

Er machte sich nun sogar Vorwürfe, daß er soeben vor der Gittertüre stehengeblieben war, wenn es auch nur eine Sekunde gedauert hatte. Das dürfte nicht wieder vorkommen.

Derweilen sprach man natürlich bereits in den Sankt Stefansbacher Stuben und in der Bräuhausschenke von den possierlichen Liebesnöten dieses alten Knaben.

Die Jungfer Susanna aber hatte auch schon an den fernen Raimund einen alarmierenden Brief gerichtet, worin sie den zum Himmel schreienden Roman des Vaters niederlegte und ihn in ihrer Altjungfernphantasie zu einem grauenvollen blutrünstigen Ende mit Mord und Brand und nachfolgender ausgesuchter Höllenpein führte.

Auch die Mutter Auguste weihte sie so nach und nach in ihre schwarzen Ahnungen ein. Sie merkte vor lauter heiligem Eifer nicht, wie dieses unglückliche Weib einen letzten Kampf um ihren an tausend bittern Kreuzen abverdienten Glauben an das Bessere in verwundeter Seele kämpfte.

Nach dem Abendbrot erhob sich Donatus heute sogleich, um in seinem Musikzimmer zu verschwinden

und sich hier bei Tabakrauch und bei dem in jüngster Zeit immer mehr Gewohnheit gewordenen Kruge Wein an den neuentfachten Liebesträumen zu sättigen. Und als ihm dann die Liebeslohe zu allen Poren herausschlug, verwirklichte er den Entschluß, den er den ganzen Nachmittag als süßen, seligen Keim gewiegt hatte; er setzte sich also an den alten Schreibtisch, griff zur Feder und schrieb seine ganze unausrottbare lobende Sehnsucht und Seligkeit an Emilie. Es war das regelrechte Hohelied, das er da sang.

Mit fiebernder Hand brachte er die Visionen zu Papier, aus einem hochseligen Herzen heraus, in dem nun der Wein und die Liebe seltsame Turniere aufführten.

Alsdann schritt er, von dem eigenen Werke überwältigt, ans Klavier und übertrug den Brief, das Meer aus der Grube in die Unendlichkeit zurückschöpfend, ins Reich der Töne, wo nichts mehr Raum hatte als die Liebe, die Liebe . . .

Gegen Mitternacht erschien Mutter Auguste in der Bettjacke unter der Tür, die Spuren verweinter Stunden im geröteten Antlitz. „Es ist nun bald zwölf", sagte sie, indem sie mit einer Kopfbewegung nach Susannas Zimmer und den Nachbarhäusern deutete, auf deren Nachtfrieden man doch auch ein wenig Rücksicht nehmen müsse.

Donatus drehte sich auf dem Klavierstuhl um. „So“, gab er zur Antwort.

„Donatus, du ...“ Sie griff mit beiden Händen vor sich hin in die Luft, wie um sich irgendwo festzuhalten.

„Was willst? Leg' dich schlafen, Mutter.“ Er gab dem Worte Mutter eine ganz besonders auffallende, unangenehme Farbe.

„Wenn du wüßtest, wie du einem zu tragen gibst ...“

Da stand er jäh auf. Er lachte spöttisch, fast grimmig. „Laß das; ich bitte dich“, machte er.

Da stieg ein zuckender Glanz von Tränen in den Augen der Frau auf. „Wenn das ganze Dorf ...“ Sie stockte; sie brachte das Wort nicht über die Zunge. „Wenn das ganze Dorf ..., dann werde ich doch auch ein Recht haben, darüber zu reden.“

„Worüber?“ fragte er schroff.

Sie brach völlig in sich zusammen.

Doch das machte ihn nur noch wütender. „Hör auf, sag' ich dir!“ Er biß vor Wut die Zähne zusammen.

„Nun glaube ich auch bald daran, daß du in deinen alten Tagen noch einmal verliebt bist!“ Starr vor Spannung erwartete sie seine Antwort.

Doch er lächelte höhnisch, den Atem in kurzen Rhythmen durch die Nase stoßend. Dann entzündete er die Zigarre.

9*

„Ja, schämst du dich denn nicht vor dir selber? vor deinen Kindern?"

„Es ist nur gut, daß es einen Gott gibt", sagte sie tonlos, indem sie sich zur Tür wandte.

Darauf zog sie sich in die Schlafkammer zurück.

Donatus aber goß den Inhalt der neuangebrochenen Weinflasche in den blauen Steinkrug und trank den Wein in hastigen Zügen zu Ende.

Dann drückte er eine Freimarke auf den Brief. Dann verließ er das Zimmer.

Im Korridor nahm er Hut und Überrock vom Kleiderrechen, zog die Handschuhe an, langte nach dem Spazierstock und schritt über Treppe und Flur durch das Vorgärtchen ins Dunkel hinaus. —

Die Nacht erdehnte sich still. In einigen Häuserweiten brannte ein rotgelbes, elektrisches Straßenlicht, das mit dicken Strahlen wie ein geschmiedeter Stern im Dunkel hing.

Von Susannas Giebelfenster dochtete eine hilflose, zimperliche Helle durch den Ladenspalt. Die alte Jungfer hatte ihn wohl lärmen hören. Einerlei!

Die Läden an Jakobs Haus erschienen seltsam klein und wunderlich, wie festverschlossene Kinderaugen, gleichsam ein Sinnbild derer, die dahinter in ihren Betten schlummerten. Eine flüchtige Rührung quoll in Donatus auf, ohne daß er sich derselben indes recht bewußt ward.

Mit großen Schritten ging er weiter. Sein baumlanger Schatten lief vor ihm her, schlug sich seitwärts, richtete sich an der hellen Giebelwand eines Backofens hoch empor.

In der Weite hinter der Häuserzeile rauschte ein Bahnzug über die Ebene der Großstadt zu, schwoll tosend an, verlor sich, donnerte plötzlich ein letztes Mal wie zu einem Sprunge auf, ehe er in die Stille einsank. Hinter langen Dächern erhoben sich die vollen, dunkeln Massen der Bäume von Florians Garten in einer unbewegten, wirren Kammlinie in die wesenlos dämmernde Fernhelle der Großstadt hinein.

Das alte Schlößchen ragte still und stumm daraus. Lautlos, rätselhaft, geheimnisvoll, wesenlos schwamm es in der Nacht. Die Fenster waren alle dunkel. Ein großer, alter Baum, den Donatus bislang nie beobachtet hatte, preßte schemenhafte Arabesken auf den bleichen Giebel.

Er ward plötzlich vollständig wirr und verzaubert in dieser unendlichen Stille. Es war ihm, als schwömme er samt Schloß und Bäumen und Mauer hinaus aus der Welt. Und plötzlich übernahm ihn schwindelndes Gefühl: Dort lag ihr Zimmer. Dort schlief sie ... Nun fühlte er ganz deutlich, wie er bergan glitt, von vollen, warmen Wogen getragen, aufwärts, immer aufwärts ... Das war jetzt wirklich das blaue Märchen der Liebe ...

Da schlug plötzlich der Hofhund dicht neben ihm an. Donatus stieß einen kurzen Schrei aus. Und in einem schwungvollen Satz, den der Schreck leitete, gewann er die Straße. Behutsam, geduckt, wie ein Dieb machte er sich schleunigst davon.

Diesmal nahm er seinen Weg hinter den Häusern hinweg.

Bei der Scheuer des Bräuhauses bog er in die Straße ein. An der Mauer der Wirtschaft hing der Briefkasten.

Seine Schritte knirschten ärgerlich auf dem Kies. Dazu hatte er fortwährend ein Geräusch in den Ohren, als ob jemand neben ihm herliefe; wenn er aber dann stillhielt, war nichts zu hören ...

In der Wirtsstube schlug die Wanduhr mit versiegender, ächzender Stimme die Stunde aus; der kleine, in der Taghelle blaue Briefkasten aber klebte so pechschwarz an der Wand neben der an der Mauerkante herablaufenden Dachrinne, als wäre hier die Nacht leibhaftig eingeschlossen. Das lange Dachwasserrohr vollends war wie eine erstarrte Schlange von unmöglicher Größe und Gräßlichkeit.

Donatus zitterte förmlich, als er den knisternden Brief in den pechschwarzen Kasten steckte. Mit einem grinsenden Ton schlug das Papier am Blechboden auf.

Neuntes Kapitel

Raimund traf an einem nebelnden Nachmittage, da Dorf und Wald und die weite Äckerebene in einer seltsamen Ungewißheit und Welttrauer schwammen, in Sankt Stefansbach ein.

Er war heute noch blässer und erholungsbedürftiger als das letzte Mal.

Susanna und die Mutter hatten eine mit frischen Tannenzweigen verbrämte Willkommtafel über der inneren Gangtüre aufgehängt. Den der Heiligen Schrift entnommenen Spruch aber hatte Susanna selber in vielverschlungenen, rührenden, goldenen Schnörkeln auf rotem Grunde an langen einsamen Abenden auf Pappe gezeichnet, wobei sie sogar einigemal den Stundenschlag überhört hatte.

Donatus empfing den Sohn zerstreut, wortkarg, fremd. Als Raimund dann mit einem umfangreichen Blick in einem gewissen Seelsorgerton fragte: „Wie geht es dir denn immer?“ versetzte Donatus kurz, scharf, jede Anspielung ein für allemal abweisend: „Ganz leidlich, das heißt gut, sehr gut; jedenfalls

bedarf ich nicht der leisesten Hilfe." Die Anwort war scharf wie eine Waffe.

So blieb also nur der andere Weg frei, den Raimund schon von Anfang an bei sich gutgeheißen hatte, nämlich auf Emilie einzuwirken und in dieser Weise der Torheit des Vaters die Bahn zu versperren.

Das dürfte keine besonderen Schwierigkeiten haben, dünkte ihn. Und so meldete er sich denn gutes Mutes gleich tags darauf bei Tante Emilie an.

Die Magd mit den üblichen weißen Herrschaftsmaschen im Haar, die ihn so ehrfürchtig betrachtete, als wäre er bereits ausgebackener Pfarrer, führte ihn in ein kleines Empfangszimmer, worin er seines Wissens noch nie gewesen, oder das zum mindesten seither neu eingerichtet worden war. Ein zierliches altes Sofa mit einem blaßgrünen Bezug stand graziös an der lichtblau tapezierten Wand. Eine aufpolierte Kommode prunkte in der Fensterhelle; auf dem Schrank tickte eine elfenbeinerne Standuhr. Hübsche modische Landschaftsbilder hingen an den Wänden.

Emilie hatte sich diesen lauschigen Winkel in der jüngsten Zeit aus dem furchtbaren Wirrwarr der sich neuerdings immer mehr häufenden paradoxen Einfälle Florians auf eigene Faust eingerichtet.

Raimund verlor nun doch ein wenig das Gleichgewicht, als Emilie eintrat. Sie erschien in einem dunkelblauen, hellgestreiften Hauskleid, ein weißes, blitzendes Spitzenkrägelchen oder eine Krause oder so etwas Ähnliches darüber um den bloßen Hals. Er sah dies letztere nicht recht, er hatte nur die Empfindung von einem irritierenden, sprühweißen Flecken. Sofort riß er den Blick davon weg. Und gemessen erhob er sich.

Emilie hielt ihm lachend die Hand entgegen. „Ich habe eben im Wasser geplantscht." Sie streckte ihm scherzend den kleinen Finger hin.

Er wußte nicht recht, wie er ihrem Scherz begegnen sollte. Da ergriff er ihre feuchtkühle Hand und drückte sie, sich seiner Aufgabe erinnernd, stumm, herzlich, väterlich. Doch es kostete ihn jetzt plötzlich Mühe, seine gemessene Strenge zu bewahren.

„Bitte, nehmen Sie doch Platz."

„Ich bin so frei." Er setzte sich verwirrt auf einen der graziösen Biedermeierstühle.

Er hatte sofort aus dem vollen schöpfen wollen; eine Springflut von Gewissensnot und Unglücksnähe hätte über sie hingehen sollen; Ethosberge hätten sich vor ihr auftürmen und die Schlünde der Ewigkeit hätten ihre Reueströme verspeisen sollen. So hatte er sich die Sache ausgedacht. Denn gleich vom ersten Tage an, so redete er sich ein, muße die

Torheit des Vaters bis auf die letzten Spuren vertilgt werden. Ja, als er, bereits den Schall der Weltgerichtsposaunen in den Ohren, im Schnellzug heimwärts gefahren, da hatte er in seiner sich überstürzenden Phantasie sogar Leib an Leib mit dem Vater gerungen, so wie ein Feind mit dem Feinde ringt. Einen Augenblick lang war der Vater sogar tot gewesen, daß Raimund erschreckt und schaudernd von ihm abgelassen und wie ein Mörder in die Besinnung zurückgeflohen war. Der Zug aber hatte da nicht schnell genug fliegen können ... Und dann hatte der Vater einfach gesagt: „Jedenfalls bedarf ich nicht der leisesten Hilfe." — Und hier im Angesicht der Tante Emilie, die er wie eine büßende Magdalena aus dem Staube hatte aufheben wollen, erlebte er dasselbe. Diese angeklagte schöne Frau saß mit der unschuldigsten Miene der Welt vor ihm und wartete in ihrem ganzen unvergleichlichen Liebreiz darauf, was er nun beginnen und vorbringen würde. Nicht die geringste Spur von Verlegenheit, von Schuldbewußtsein, nicht die allerleiseste Ahnung davon, daß die Erde ins Wanken kam, daß die Sterne aus ihrer Bahn gerieten, war an ihr zu bemerken.

„Haben Sie Urlaub?" fragte sie, da er immer noch schwieg.

„Ja", antwortete er.

„Das wird Ihnen gut bekommen. Sie sehen diesmal wirklich etwas ...", sie überlegte eine Sekunde ..., „etwas überarbeitet aus."

Er lächelte gezwungen. „Das ist wohl möglich", sagte er sachlich.

Sie senkte das Haupt und schaute unter sich. Dann kam sie mit ihrem Blick zu ihm her. „Ihr Berufswechsel fällt Ihnen wohl sehr schwer?" fragte sie teilnehmend.

„Wie kommt sie darauf?" dachte er unwillig. Dann brachte er die ausweichende Frage: „Ist der Onkel zu Haus?"

„Nein, er hält sich in der Stadt bei seinen Anbetern und Anbeterinnen auf." Sie erzählte das in einem Tone, als ob die Sache sie nicht im mindesten berührte.

Er hielt sich ordentlich darüber auf.

Und nun wollte er auf der Stelle loslegen und ihr offen sagen, daß dies doch keine Ehe wäre, und daß der Onkel da unter ihrer stillschweigenden Zustimmung auf dem besten Wege zum Verhängnis wäre.

Doch da fiel ihm plötzlich ein, daß er damit gerade das Gegenteil seines Planes erreichte. Und jählings und brennend und unvermittelt kam ihm auf einmal der Gedanke, daß er jetzt mutterseelenallein mit dieser schönen Frau im Hause war ...

„Es tut mir leid, daß ich Sie gestört habe", sagte er völlig kopflos.

„Wollen Sie schon wieder gehen?"

„Ja", antwortete er mit erkünstelter Härte. Dann verbesserte er sich: „Ja, ich muß leider aufbrechen." Beinahe hätte er ihr die nächstbeste Ausrede vorgelogen.

„Das war aber ein kurzer Besuch", sagte sie schalkhaft.

„Leider", sagte er hart.

Sie hielt ihn durchaus nicht zurück. „Hoffentlich bleiben Sie ein andermal länger", meinte sie lächelnd.

„Darf ich bald wiederkommen?" fragte er, krampfhaft einen ethisierenden Ton erkletternd, nun sehr bedeutungsvoll.

„Aber selbstverständlich", sagte sie verblüfft. „So oft Sie nur Lust dazu haben." Sie lachte in hellster Unschuld.

„Wenn der Onkel dann da ist", erklärte er vollkommen verwirrt.

Über ihr Gesicht glitt eine flüchtige Röte. „Wie Sie wollen."

Er reichte ihr wortlos die Hand.

Sie geleitete ihn selber durch das Haus und durch den Garten an die Gittertür, unverändert gleichmütig, hold und liebenswürdig, als wäre die

Vergangenheit ohne jeglichen Makel und die Zukunft blausonnig und verheißend wie nur je.

Wie um ein Unrecht gutzumachen und sich von einem häßlichen Verdachte zu reinigen, gab er ihr, gleichsam um Verzeihung bittend, durch die Gitterpforte noch einmal die Hand. „Auf Wiedersehen", stotterte er in unwillkürlich ausbrechender Herzlichkeit.

„Auf Wiedersehen", sagte sie hold, lächelnd, beglückend. „Und, bitte, Grüße zu Haus", setzte sie selbstverständlich und arglos hinzu.

„Danke. Ebenfalls Grüße an den Onkel, wenn ich bitten darf", erwiderte er sinnlos, indem er wie ein galanter weltlicher Ritter seinen steifen schwarzen Halbzylinder schwenkte.

* *
*

Nach einigen Tagen wiederholte er den Besuch. Diesmal gelang es ihm wenigstens, seine Sache durch Andeutungen vorzubereiten und die Bitte daran zu knüpfen, seine Besuche vor dem Vater geheimhalten zu dürfen.

Emilie atmete tief; eine dunkle Welle stieg in ihr auf. Aber sogleich fand sie sich wieder, und lächelnd erklärte sie, daß er natürlich jederzeit willkommen sei und mit ihr reden dürfe, worüber er wolle, er sei ja doch ihr ... Neffe. Sie mußte, ehe sie das Wort aussprach, ein Hindernis im Halse überwinden.

Das wäre doch zu drollig, daß sie beide, die sich an Alter beinahe gleichkamen, in diesem Verwandtschaftsgrade zueinander stünden! Aber er wäre nichtsdestoweniger ihr Neffe! sagte sie. Dann lachte sie aus voller Kehle, wie um etwas Unliebsames, Unglaubliches aus sich herauszulachen.

Raimund saß ihr völlig verblüfft gegenüber. Es schien ihm, als mengten sich Tränen in dieses Lachen. Und wieder mußte er sich durch einen plötzlichen Aufbruch retten.

Wie oft noch?

Nach Tagen voll heftiger Vorwürfe und heroischer Willensakte ging er endlich schnurstracks auf seinen Zweck los.

Wie ein strenger, unbeugsamer, freilich etwas posierend wirkender Richter saß er heute in dem Zimmer der Tante.

Die Rollvorhänge der Fenster waren heruntergelassen, um das unvermittelte Sonnenlicht abzuhalten. Auf dem Tisch prunkte in einem chlorgrünen, zylinderförmigen Glase ein Bukett gelber Rosen und wundervoller, milchweißer Nelken.

Emilie trug einen engen, blaugrünen Moderock, der in einer Art gerafften Schleppe auslief. Sie hatte ihn heute voll heimlicher Ungeduld erwartet, hatte sich geschmückt und ihr neuestes Kleid angelegt.

Raimund sah nicht genau, was sie anhatte, aber er empfand namentlich den gerafften Rock als etwas Unziemliches, Erregendes, Schwüles. Aber trotzdem jagte ein verwirrendes Wollustgefühl durch seinen bebenden Körper. Mit heiligem Zorn kämpfte er dagegen.

Und sogleich zog er vom Leder. In eindringlichen Worten schilderte er die unselige Veränderung des Vaters, den seine Leidenschaft wie einen Besessenen umhertreibe, und der zurzeit überhaupt nur noch nachts zu Hause wäre, tagsüber aber einem ruhelosen Wandern obliege, in entlegenen Dörfern zu Mittag speise und die Familie fremd, ja feindselig behandle, so daß die arme Mutter am Ende noch vor Kummer trübsinnig würde.

Und dann begann er mit geschulter Zunge ein rächendes Dunkel heraufzubeschwören, das alles fortriß, was an Glück, Eintracht, Ehre und sonstigen geliebten Erdengütern vorhanden war.

Emilie hörte ihm atemlos zu, so wie man einem interessanten Redner folgt, wenn er auch völlig Verkehrtes vorträgt.

Währenddessen war durch eine Lücke der Rollvorhänge ein Sonnenstreifen hereingefallen. Sie hatten es beide nicht bemerkt. Als Emilie dann plötzlich diese magische Sonne gewahrte, lächelte sie wie im Triumph.

Sie deutete mit den Mienen nach dem Bukett gelber Rosen und milchweißer Nelken im chlorgrünen Glase, die, wie von goldener Hand berührt, im Helldunkel des Raumes in einem wundersam verklärten Lichte strahlten, das alle Begriffe überstieg und aus Höhen zu fließen schien, die alles andere Wissen und namentlich auch Raimunds Rednergipfel an wunderbarer Selbstverständlichkeit und Selbstsicherheit unendlich überragten.

Raimund war gänzlich verdutzt. Zum ersten Male schaute er ihr jetzt voll ins Antlitz. Und wie verzaubert verweilte er darin. Ein unsagbares Fluidum strömte auf ihn zu. Eine Gemeinsamkeit von Jugend, von ungesprochenem Glück, so sicher und selbstverständlich wie das wundersame Licht über den Rosen und Nelken war zwischen ihnen. Ihr Blick aber ruhte nun tief in dem seinen, innig, geruhig, süß und sicher gebettet. Er war geradezu einer Ohnmacht nahe.

„Schön, nicht wahr?“ sagte Emilie endlich.

Er nickte nur noch. — Nach einer Pause gab er zur Antwort: „Sehr schön!“

Alsdann richtete er sich noch einmal, so gut es ging, zurecht. Doch seine Worte klangen nicht mehr anklagend, sondern warm, mild, innig, werbend. „Ich bitte Sie, jedenfalls alles dagegen zu tun, was in Ihrer Macht liegt“, bat er.

„Sie sehen viel zu schwarz ... Raimund." Sein Name klang unaussprechlich schmelzend in ihrem Munde. „Das ist eine späte Leidenschaft," fuhr sie fort, „die man nicht schroff zurückweisen darf."

„Aber auch nicht begünstigen darf."

„Das geschieht auch nicht."

„Er schreibt Ihnen doch — Liebesbriefe."

„Es ist vielleicht besser, wenn er sie schreibt, als wenn er sie nicht schreibt. Ich kenne mich da in Ihrer Familie ein bißchen aus. Ihr habt alle ein rotes Temperament. Ihr wollt euch alle immer wieder von Zeit zu Zeit austoben. Ich mag nicht daran denken, welche sonderbaren Wandlungen mein Mann Florian auch in dieser Beziehung durchgemacht hat."

Raimund vollführte eine Bewegung mit der Hand, die er mit den Mienen noch unterstützte.

„Gewiß, er ist ein Narr," bestätigte sie, „aber es gibt Leute, die ihn ganz anders auffassen. Er hat auch seine guten Seiten. Ihr Vater aber hat fast nur gute Seiten. Die Sache ist also lange nicht so gefährlich, wie Sie meinen."

Er reichte ihr die Hand. „Gebe es Gott."

Da quälte ihn aber sofort der Gedanke, als wäre es hier nicht am Platz, Gott in diese Sache zu mischen.

„Sie, Raimund, schlagen auch bedeutend in die Art Ihres Vaters." Sie lachte hell und warm zu ihm auf.

Eine süße Schwäche übernahm ihn. Ja, er unterlag geradezu der Angst, sie möchte ihm jetzt ins Gesicht lachen und offen behaupten: Sie haben fein auch noch lange nicht Ihre erste Messe gelesen. Und selbst am Altare sind Sie noch lange nicht sicher, ob sie nicht doch wieder umkehren.

Er wollte ihr antworten: Mit Gottes Hilfe werde ich wohl meinen Weg gehen. Doch wieder wie vorhin mahnte es ihn, Gott aus dem Spiele zu lassen. Also erwiderte er: „Ich werde schon Herr über dieses rote Temperament werden." Doch es klang matt, halbwahr.

Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch, neigte sich gegen Raimund vor und lächelte. „Hoffen wir das Beste."

Seit Jahren hatte sie sich nicht mehr innerlich so frei und entbunden gefühlt wie in dieser seligen Stunde. Dies Gefühl glühte auf ihren Wangen, leuchtete aus ihren schönen dunkelbraunen Augen, strahlte aus dem weichen Weiß ihrer Schläfen. Sie überließ sich ganz diesem neuen Zauber, und ihre Lippen schwollen wie zu einer wonnigen Bereitschaft, geküßt zu werden und wieder zu küssen. Dann warf sie den Kopf mit der Pracht ihres braundunkeln, üppigen Haares zurück und lachte noch einmal hell, girrend und wie sich ausjauchzend.

Raimund geriet in Angst, sie möchte vor Lachen hintenüberstürzen. Dann aber mußte er sie auffangen . . . Er zitterte an allen Gliedern. Und jählings empfahl er sich. „Also nochmals Dank."

„Bitte", sagte sie, während sie nun wie ein junges Mädchen verwundert an seinem langen schwarzen Flügelrock hinuntersah.

Die kugelrunde Herrschaftsmagd geleitete ihn ans Gitter.

Emilie blieb auf der Steintreppe vor der Haustüre stehen. Sie rief den unausgesetzt bellenden Hund zurück.

Raimund lüftete noch einmal den Hut. Dann riß er die Augen von den ihrigen weg.

10*

Zehntes Kapitel

Eduard hatte mit seiner Frau Mara die Pfingstfeiertage im Schoße der Familie verbringen wollen.

Er ward hart, schroff, endgültig und allgemein abgewiesen. Selbst Jakob legte den entschiedensten Widerspruch ein. Auch die Mutter Auguste stimmte, von Susanna beeinflußt, wider das eigene Herz. Raimund zückte sämtliche Waffen der Theologie gegen den verpönten roten Bruder, den er mit Aussprüchen des heiligen Augustinus, des Thomas von Aquino, des Thomas von Kempis, und was ihm nur gerade in den Sinn kam, glorreich ad absurdum führte.

Der Vater Donatus aber haßte zurzeit jede Störung. Eigentlich lagen ihm diese Händel ferner denn je, erschienen ihm unendlich unwichtig, gleichgültig; doch um so mehr ärgerte ihn in diesem Zustande jedes neue Hindernis, jede neue Verwicklung. Es waren der Verwicklungen wahrhaftig genug. Er glaubte nun auch zu wissen, daß sein geliebter Sohn Raimund im geheimen gegen ihn manövrierte.

Jedenfalls sollte nicht auch noch dieser abenteuerliche Streuner Eduard über die Schwelle des Hauses kommen. Er schrieb ihm eine bitterböse Absage. Dieser Eduard, der eine so anrüchige Vergangenheit mit sich schleppte und sich gegen alle Tradition der Familie und der Verwandtschaft den roten Brüdern verschrieben hatte, sollte bleiben, wo er war.

Man hatte ihm also in großer Einmütigkeit auf ewige Zeiten den Schoß der Familie verwiesen.

Eduard aber hatte in der jüngsten Zeit auf schnellem Roß sein nächstes Ziel erjagt. Die Familie daheim hatte ja keine Ahnung von seinen tatsächlichen Verhältnissen, in denen er nun lebte.

Er hatte auf Grund seiner rednerischen Begabung, seines wilden sprühenden Temperaments rasch an Ansehen in der Partei gewonnen. Er verfügte über Ausdrücke und Anschauungen, die weder auf der Hochschule noch am Brunnen der Theologie geschöpft werden können, sondern die allein die Erfahrung geben kann. Die rücksichtslose Offenheit, mit welcher er selbst das eigene Leben bloßlegte, es als eine selbstverständliche Folge sozialer Verkettungen darstellend, verstärkte nur seine Wortgewalt. Und wie der Sturm die Woge auftürmt, niederdrückt, an die Felsen schmettert und im Wirbel siedet, so bezwang er die Hörer ganz nach Willkür. Er hätte die Menge zu Hyänen wandeln können, zu Tigern, blutwitternd

und sprungbereit, oder zu sanften Lämmern und Bußheiligen.

Das erste Ersatzwahlmandat, das die Partei zu vergeben hatte, würde ihn in den Landtag heben. Dort war er nach seiner Überzeugung dann erst völlig am rechten Platz.

Bis dahin amtete er als Sekretär einer Genossenschaftskasse neben dem urgemütlichen alten Verwalter Vitus Knoller, dem die Parteipolitik längst mehr Gewohnheitssache als inneres Bedürfnis geworden und der unter dem Geruche eines reckenhaften wagemutigen Streiters mitten im haßdurchlohten Schlachtfeld einen köstlichen Frieden lebte, die öffentlichen Anlässe, denen er sich nicht immer entziehen konnte, allein noch abgerechnet. Allhier genoß nun Eduard in erquickender Stille und Geborgenheit das Gehalt eines höheren Staatsbeamten.

Knoller und Eduard amtierten in einer hellen, freundlichen und sehr geräumigen Schreibstube. Auf dem langen Eichentisch in der Mitte des Zimmers stand eine Schreibmaschine, lagen Folianten, Rechnungsbogen, Quittungsbücher, Kassenscheine. In einem langen, schmalen Nebenraum, der ehedem ein Magazin gewesen und senkrecht zur Schreibstube sich nach Norden erdehnte, ruhten auf Wandbrettern alte Jahresbände und Akten im Schoße der Zeit.

Mit jedem Postgang kam der Geldbriefträger. Kassenmitglieder gingen in den hierfür offenen Stunden aus und ein. Während der übrigen Zeit aber herrschte eine wundersame, paradiesische Ruhe und Behaglichkeit in der Stube nebst der langen anstoßenden Aktenkammer. Dem Bureau gegenüber lag eine kleinere Filzhutfabrik, aus deren Fenster die Arbeiter meist unbewußterweise eine gelegentliche geheime Kontrolle über den Vorstand der Genossenschaftskasse ausübten. Darum gehörte die Einhaltung der Pflichtzeit zu den peinlichsten Gewohnheiten des alten Knoller.

Seit Jahren verließ er also Schlag halb acht seine behagliche Wohnung in der Uhlandstraße, und seit Jahren ging dementsprechend Tag für Tag eine Minute vor acht Uhr der eiserne Gitterflügel der Vorhoftür zum Bureau auf. Wenn der alte Knoller den Flügel ins Schloß warf, dann wußte man in der Nachbarschaft schwursicher, daß ein paar Augenblicke darauf die Uhr des nahen Gänseturms die Stunde schlagen mußte, und in gleicher Weise zeigte er am Mittag und Abend die Zeit an. Seit langen Jahren bedeutete Knoller für die Straßen, durch welche sein Weg zur Schreibstube führte, die vorbildliche Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Am Haußmannsplatz kreuzte er täglich die aufmarschierende Militärwache, aber er war noch regelmäßiger als

diese Militärwache, die auch einmal um zehn Schritte zu früh oder zu spät eintreffen konnte. In der Schreibstube angelangt, wandelte sich aber sein Wesen plötzlich. Der große untersetzte, trotz seines Alters noch braunhaarige Mann mit der bläulichen Kukumernase, dem dunkeln, zugespitzten, etwas hängenden Schnurrbart, den listig braunen Augen schien dann auf einmal ein anderer zu sein. Bedachtsam, fast andächtig hängte er den breiten Filzhut an den Haken, zog den Flügelrock so langsam und sachte aus, als ob er neu und vom ersten Schneider wäre, schaute durch die Gucklöcher der Vorhänge hinaus nach den überlisteten, neugierigen, mißtrauischen Arbeitern der Filzhutfabrik, nach dem jeweiligen Wetter, den Wolken, dem Nebel, dem Himmelblau, der Sonne; dann nahm er endlich Platz, erhob sich noch einmal, bewerkstelligte einige planlose Schritte durch die beiden trauten Räume, setzte die Brille auf, nahm gemütlich die Einläufe zur Hand, legte sie noch einmal weg und langte die Tabaksdose aus der Tasche, klatschte mit unnachahmlicher Feierlichkeit die Schmalseite derselben auf die linke innere Handfläche, gab mit der Rechten von der anderen Seite her einen Gegenstoß, öffnete den Deckel und schöpfte eine ergiebige Portion Genuß aus dem Gefäße. Alsdann wartete er in großer Seelenruhe auf das Morgenblatt der Partei, das der Briefträger ans

Fenster brachte. Wenn ein Genosse eintrat, klagte Knoller über Überbürdung und die Widerwärtigkeiten eines verantwortungsvollen Berufes. Diese Schreibstube war in der Wahrheit noch eine Oase, eine selige Insel in der atemlosen Unrast und Wirrnis einer modernen höllischen Stadt.

Knoller hatte eine kleine runde Frau, die Christine hieß und den Armen viel Gutes erwies. Sie kleidete sich einfach, fast ärmlich, und klagte ihren Besuchen ständig die Not des Lebens. Da sie einstmals Köchin gewesen war, verstand sie es meisterlich, eine höchst erfreuliche Küche zu halten. Ihr Keller war vollgepfropft mit Vorräten. Sie kochte noch nach der alten, heute längst vergessenen Mode mit echtem Schmalz, hatte Töpfe echten Honigs und allezeit ein bauchiges Faß Winzerwein auf Lager. Ihrer früheren Gewohnheit, allsonntäglich die Messe zu hören, blieb sie auch als Gattin des roten Knoller treu. Auf dem Heimweg wandelte sie dann im Kranz der Bürgersfrauen durch das heimische Stadtviertel. Allabendlich tafelten die beiden gemütlichen Alten in süßer, vernünftiger Eintracht in der traulichen Stube, tranken aus graupeligen Gläsern von ihrem rotschillernden echten Winzerwein und verschafften sich damit die für sie unentbehrliche Bettschwere. Darauf schliefen sie einen Frieden so lind und selig, wie die glücklichen Leute von Anno dazumal

in jener guten alten, teuren, immer wieder herbeigewünschten Zeit, die noch niemals Gegenwart gewesen, und lächelten in Traumlichtern über die verkehrte Welt, über das eigene zweispältige Herz, über die mißliebigen Genossen der Filzhutfabrik.

Eduard begriff sofort. Und mit großem Verständnis fügte er sich der praktischen Vernunft des alten Vitus Knoller. Er ward also ebenfalls die Uhr am Gitter, die Gemütsruhe in der Kassenstube und ein Schwert in den Versammlungen. Er würde dieses einträgliche, geruhsame Amt auch nicht weggeben, wenn er einmal im Landtag säße; denn diese köstliche, stille Stube bedeutete wirklich ein Asyl im Lärm der Tage; man lebte hier gleichsam en villégiature vor dem Staub, dem Kampf, konnte sich veratmen und Kräfte sammeln.

Dieser alte Knoller war in der Tat ein Lebensphilosoph von hohem Talent, der mit einem angeborenen Herz für die Armen und Entrechteten sich den größtmöglichen Frieden sicherte, ein Eudämonist des Werkeltages, ein Essäer im Geiste, ein Emerit von Glückes Gnaden.

Auch Eduards Frau Mara schickte sich dankbar in die neuen angenehmen Verhältnisse. Sie ward von Tag zu Tag dicker. Man sah sie förmlich an Fülle zunehmen. Um ihren Hals und Nacken bildete sich bereits ein bedenkliches Fettlager. Sie wünschte

zwar mager zu werden und genierte sich ein wenig wegen ihrer Fettleibigkeit, aber sie aß und trank gleichwohl immerfort soviel als der Gaumen nur begehrte und genoß dieses neue, warme, behagliche, sichere Dasein wie die Forelle das Herz der Quelle. Wenn aber die Bekannten ihre gesegnete Leiblichkeit ins Gespräch zogen, erzählte sie mit einem Seufzer von einer unabänderlichen Naturanlage.

Die andere Tugend der Frau Knoller, den Bedürftigen von ihren Glücksgütern mitzuteilen, brachte sie nicht übers Herz. Sie war selber von Jugend auf bitterarm gewesen und hatte viel zuviel Hartes und Häßliches erfahren, um die Barmherzigkeit noch lernen zu können. Sie forderte darum von den Armen, daß sie eben auf die Zähne beißen und auf die sehen sollten, denen es noch schlechter als ihnen selber erging.

Der Druckereibesitzer Felix hatte also bei Gott keinen Grund, das Viertel und die Straße, worin die verfemte Brudersfamilie wohnte, mit zugeklemmter Nase zu umgehen, als ob dort nur Stickluft, Armut, Not, Laster, Verbrechen und alles Gemeine wucherten. Doch der Aristokrat wollte nun einmal keine andere Wahrheit als diese kennen und verschloß sich mit Absicht und Willen jeglicher Aufklärung darüber. Er hätte, so wahr er Felix hieß, den roten Bruder

Eduard mit keinem Blicke berührt, wenn er ihm auf der Straße begegnet wäre; denn ein solcher Unhold mußte für alle Zeiten aus der Familie und aus dem Gedächtnis ausgestoßen werden.

Eduard aber war nicht der Mann, der seine Rache ungekühlt ließ.

* *
*

Im Hochsommer gab es endlich die längst ersehnte, fröhliche Gelegenheit. Die Sankt Stefansbacher stellten nämlich mitten in die Erntezeit und ihre goldschwankenden Garbenwagen hinein ein hochwogendes, ruhmschäumendes Erinnerungsfest.

Zwar ging die Anregung hierzu ausschließlich von der Zentralleitung einer politischen Partei in der Hauptstadt aus, aber die Sankt Stefansbacher waren eben doch die Ehrentragenden und also billigerweise auch die Lasttragenden. Sie konnten im Grunde ja nichts dafür, daß ein gewisser G. seinerzeit in ihrem Dorfe das Licht der Welt erblickt hatte, daß dieser G. nachmals zu einer Parteigröße aufgestiegen, daß sein Name in aller Munde gekommen, und daß im laufenden Sommer sich sein Geburtstag zum hundertsten Male jährte. Sie waren an alledem so unschuldig wie Pontius Pilatus am Credo. Aber die Zentralleitung hatte die weltwichtige Sache nun einmal in Fluß gebracht und namentlich

auch den Ortspfarrer schon seit längerer Zeit unausgesetzt damit gequält.

Der hochwürdige Herr Pfarrer Häberle sollte nämlich nach den Intentionen der Zentralstelle bei der in Aussicht genommenen Gedächtnisfeier und der gleichzeitig stattfindenden Enthüllung einer bronzenen Gedenktafel, die am Geburtshause des G. angebracht ward, eine große Rede halten. Häberle hätte damit für den Sankt Stefansbacher Bürgermeister einspringen sollen, der dieser ungeheuerlichen Sache nicht gewachsen war und sich entschieden dagegen sträubte, in seinem Alter noch irgend etwas auswendig zu lernen. Häberle war aber von jeher ein Feind solcher Parteiangelegenheiten gewesen und sträubte sich ebenfalls. Da man ihn nicht in Ruhe lassen wollte, schützte er schließlich seinen immer vorhandenen Katarrh vor.

So verfiel man denn auf Raimund.

Also ward diese Gedenkfeier in gewissem Sinne auch ein Familienfest für das Haus des Emeriten Donatus und dessen Verwandtschaft.

An eben diesem Tage wollte Eduard seinen von langer Hand vorbereiteten Schlag führen. Es sollte eine prasselnde Sache werden! Unschwer wußte er die waltenden Kräfte seiner Partei so zu lenken, daß ein vorgesehenes Sommerfest nach Sankt Stefansbach auf diesen Sonntag verlegt wurde. Da aber

der Bräuhauswirt den Roten seinen Saal nebst Garten verweigerte, deren Räume sich übrigens auch als viel zu klein erwiesen hätten, mietete man von einem spekulierenden Grundbesitzer in der Stadt einen Teil des Blachlandes jenseits des Stromes gegenüber dem Garten des Donatus, auf gutes Wetter und die Sterne der Partei vertrauend. Das geschah alles ganz im stillen. Und keine Seele in Sankt Stefansbach hatte die leiseste Ahnung von der nahen Gefahr.

Das Dorf machte daher große Augen, als am Vorabend der Enthüllungsfeier der Bronzetafel des toten G. eine Karawane von Lastautos und Fuhrwerken aus der Stadt mit Brettern, Pfählen, Stangen, Staffeln, Girlanden und Wimpeln eintraf und ein Werkführer mit einem Plane in den Händen sich auf das Gelände stellte, das bis heute dem Vieh und den Wildenten gehört und nach den Träumen des Besitzers dereinst den Baugrund für Landhäuser abgeben sollte. Der Werkführer ließ Meßstangen aufstecken und visierte hin und her, derweilen die Balken und Bretter krachend von den Wagen flogen. Und in kurzer Zeit erstanden dem Häuschen des Emeriten Donatus gegenüber Bank an Bank, Tisch um Tisch, eine große Tribüne, Flaggenmasten, Bretterwände und ähnliche Erschrecklichkeiten unter Hieb und Hui, Knall und Krach.

Raimund ging gerade am Saum des Flusses neben dem grünen Gartenhang auf und nieder, ein in Wachsleder gebundenes kleines Notizbuch in der Hand, worin seine morgige Festrede niedergelegt war. Vor lauter wildem Eifer hatte er den Trubel nicht einmal gleich beachtet. Nun rannte er in großen Sätzen den Garten hinauf, nahm den Rasenhügel mit langen Beinen und lief wie ein Verfolgter über den Kiesweg hinweg der hinteren Haustür zu.

Susanna stand bereits in heller Bettjacke und das Haupt gegen den Staub mit dem üblichen schneeweißen Tuch verbunden auf dem Balkon und rang die Hände.

Auch Donatus streckte einen finsteren Kopf durchs Musikzimmerfenster zwischen dem grünen Weinlaub heraus. „Was ist denn los?"

„Komm nur mal selber herunter", rief Raimund, vor Entrüstung glühend.

„Wenn jetzt nicht bald Gottes Zorn eingreift, dann . . .!" drohte Susanna in die tauben Räume hinaus.

Knurrend polterte Donatus die hölzerne Treppe hinab. „Was gibt's? So rede endlich!"

Raimund schritt dem Vater voran, den rechten Arm hoch in der Luft. „Ein Spektakel ohnegleichen!"

Als Donatus den Zusammenhang erfaßte, zuckte er zusammen. Auf einen Augenblick ward er leichenblaß. Dann aber härteten sich seine Züge ebenso jäh. „Mit diesem Hanswurst Eduard haben wir ja endgültig abgerechnet." Und mit seltsamer Stimme fügte er hinzu: „Überhaupt hat jeder Mensch, wenn man der Sache richtig auf den Grund geht, sein allereigenstes Leben, und schließlich sind sich irgendeinmal in irgendeiner Sache Vater und Sohn so fremd wie nur ein Fremdling dem anderen. Schließlich tut ja doch nur ein jeder, was er von seiner persönlichen Wurzel aus eben tun muß oder nicht lassen zu können glaubt. Mag dieser Schlawiner Eduard also tun, was ihm Spaß macht, mag er seinen Weg gehen und seine lächerliche Rache sättigen, soviel er nur Lust dazu hat; denn es kann niemand von ihm verlangen, daß er um anderer willen das eigene Schicksal aufhält. Schließlich hat ja auch niemand das Recht, sich dem Wesenswillen eines anderen in den Weg zu stellen, der eben zerbricht, was ihn hindert."

Er drehte sich, da er den aufreizenden Zauber, womit die Bank- und Tischreihen wie aus der Erde wuchsen, nicht ertragen konnte, dem Garten zu und bot dem grausamen Schauspiel den Rücken. Dann fuhr er fort: „Es gibt eben Momente im Leben, wo man nur noch sich selber gehört und weder als

Sohn, noch Bruder, noch Vater empfindet, sondern nur noch als Mensch mit ureigensten Rechten, losgelöst von allem, was sich Gesetz oder Pflicht nennt, den eigenen Himmel wie die ewige Hölle über und unter sich." Er entlud sich in einer förmlichen Rede.

Raimund hörte ihm erschrocken zu. Er fühlte, wie furchtbar die Leidenschaft in dem Vater arbeitete. Und plötzlich kroch ihm etwas Eisiges ans Herz; beinahe hätte er darüber aufgeschrien! Auch er begriff nun urplötzlich einen Augenblick lang, daß in jedem Menschen ein Urtier tot lag, das Raub und Blut zum Gesetz hatte.

„Mag er also seine Rache sättigen", fuhr Donatus, nun doch in Zorn verfallend, fort. „Wir kennen ihn nimmer. Mit keinem Blicke kennen wir ihn. Diese ganze rote Rotte ist uns Luft, und wenn die famosen Brüder in Legionen anrücken und sich wie Hammelherden auf der Wiese balgen. Wir kennen sie nicht. Die ganze zwecklose, sinnverwirrte Brüderschaft kennen wir nicht. Mögen sie von uns aus immerfort ihre Äpfel von den Tannen schütteln und die Wölfe das Singen lehren. Wir kennen sie nicht. Mit keinem Blicke kennen wir sie." Er schritt vom Ufer weg, und er erklomm, indem er sich mit beiden Händen die Ohren zuhielt, den Rasenhang.

„Wenn jetzt Gottes Gerechtigkeit nicht bald Feuer und Schwefel vom Himmel schickt, dann . . .!" Susanna reckte ihre hageren Arme zum Himmel.

Da entfiel ihr das Staubtüchlein. Wie ein toter Schmetterling sank es hernieder, ein Gleichnis vom Ende des Guten in der Welt und ein Anzeichen des nahen Zorngerichts.

* * *

Die rote Sodalität hatte ihre Hoffnung wirklich nicht vergeblich vergeudet. Ein Sonntag voll schwerer Bläue überwölbte das Sankt Stefansbacher Doppelfest.

Kurz nach 10 Uhr ergoß sich aus der Dorfkirche der stattliche Zug der Teilnehmer an dem Enthüllungsakt der Bronzetafel.

Raimund führte in einem hohen modischen Zylinder, schwungvollem Flügelrock und weißen Handschuhen einen blühenden Frauenkranz an. Er wirkte wie ein schwarzer, unerschütterlicher Turm in diesem Flor von Weiß und Blau.

Susanna befand sich in dem ehrlichen Gewand der Unschuld und einem breiten blauen Gürtel um den Leib ebenfalls unter der holden Schar. Sie schritt eine Reihe hinter Raimund, vornübergebeugt, die Mienen in stummer Sehnsucht angespannt, die lauterste Seligkeit in den Augen, das Haupt ekstatisch nach dem Führer gewandt.

Darauf folgten die noch lebenden Verwandten des berühmten Toten, der Bürgermeister Hablitzel in einer Art Admiralshut, der Pfarrer Häberle in Halbschuhen mit koketten Silberschnallen, ferner Emeritus Donatus, Felix und Elvira aus der Stadt, Agnes, die alte Mutter mit der Starenbrille auf der Nase und dem braunen Seidenschal um die spitzen Schultern, Mutter Auguste mit einem weißen Bäffchen auf der Brust, Hannes mit einem glückfröhlichen Antlitz, Florian, Emilie in weißem Sommerkleid und grünem darüber herabhängenden Flor. Jakob schritt als aktives Mitglied unter dem Stefansbacher Gesangverein, der preisgekrönten „Liedertafel". Er trug wie immer einen Umlegkragen und die gewohnte schwarze Deckkrawatte. Frauen, Kinder, Neugierige, Sonntagswanderer aus der Größstadt in Kniehosen und den Rucksack hintenauf bildeten den profanen Schweif des Festzuges.

Das Geburtshaus mit dem schmalen, frischgetünchten, sonnighellen Giebel war von wehenden Flaggen umstellt und mit Girlanden, Kränzen und Jubelfähnchen wie eine Prinzenbraut geschmückt. Über dem westlichen Schiebefenster befand sich hinter einem grauen Leinenvorhang, woran eine Zugschnur mit Holzgriff hing, das Bronzerelief des berühmten G. Für den Festredner stand ein kleines, nagelneues, blaugestrichenes Podium bereit.

Nachdem die preisgekrönte „Liedertafel" in wogenden Tönen die überirdische Stätte erstürmt, wo der Ruhm und die Schönheit in sternbesetzten roten Talaren durch saphirblaue Hallen wandelten, betrat Raimund entblößten Hauptes das blaugestrichene tannene Podium.

Er knüpfte an ein bekanntgewordenes, sehr dehnungsfähiges Dichterwort aus Florians Roman „Kornelius Schimmelpfennig" an, ohne indessen den Namen des Onkels zu nennen, und hob nun in formreiner, gefälliger Rede das Lebensbild des großen Toten in den Gesichtskreis der Zuhörer herein. Er erreichte ganz beachtenswerte rednerische Wirkungen; aber das Anziehendste blieb eben doch seine hohe, wirklich vornehme Gestalt, die Feierlichkeit, die seine Erscheinung ausatmete, wenn er das jugendliche Haupt mit der hellen Stirne, dem glattrasierten schönen Antlitz bald nach der befrackten Nachkommenschar des toten G., bald nach den verklärten Liedertaflern oder der gespannt harrenden Menge richtete und seine glockenreine, wohllautende Stimme unter die lauschenden Ohren austeilte.

Was Wunder also, wenn sich Susanna in so schmachtenden Blicken gleichsam an ihm emporzog, daß Agnes, die neben ihr stand, trotz aller Andacht ein Lächeln darüber nicht unterdrücken konnte. Jakob merkte mit halboffenem Munde, beide Daumen unter

dem haarigen Zylinderhut gekreuzt, verloren und in Bewunderung hingerissen, auf die Worte des gelehrten Bruders. Felix und Elvira, die durch die Eleganz ihrer Kleidung in der Menschenmenge ordentlich auffielen, ließen die Rede unter Fußwippen, Naserümpfen und leisem Spott über sich ergehen.

Emilie blühte wie der silberne Mond neben einer finsteren Wolke an Florians Seite. Florian hatte das Haupt gesenkt, die Lider vor dem grellen Licht geschlossen. Dumpf, leidend, widerwillig hörte er den rhythmischen Redeschwall des Jünglings Raimund an, sich schließlich in einen erlösenden Halbschlaf rettend, wo die Worte des Festredners nur noch wie ferne Schatten wirkten.

Donatus hatte seinen Platz durch Zufall etwa zwei Schritte vor dem ungleichen Paare. Er konnte Emilien also nicht sehen, aber er empfand gleichsam durch einen inneren Gefühlssinn genau die Stelle, wo sie stand. Umständlich bereitete er den Augenblick vor, in dem er ihr einen zärtlichen Liebesblick zuwerfen wollte. Er behielt die Umstehenden, die ihn angingen, sorgsam in den Augen und wartete auf einen rhetorischen Schwung seines Sohnes Raimund, um das süße Vorhaben unbeobachtet ausführen zu können. Und so häufte sich in seinen Mienen unbewußt eine nahe Seligkeit gleichsam in der Knospe, die nur der Sekunde harrte, aufzuspringen.

Als Raimund dann gipfelwärts zur Blendhöhe seines Vortrages stieg und das Zeichen zum Aufziehen des grauen Vorhangs gab, so daß aller Augen der entschleierten Gedenktafel zustreben mußten, wandte sich Donatus leise um. Mit einem dunkeln Auge streifte er das bärtige, schlafende, braunrote, vollwangige Gesicht des Stiefbruders Florian. Dann enthüllte er das Antlitz zu einem liebesseligen Lächeln.

Aber da fiel es wie schwarze Luft in ihn herein, wie schwarzer Rauhreif, den es doch nicht geben konnte ...! Er gewahrte nämlich, daß Emilie weder um ihn noch um die Gedächtnistafel zu wissen schien, sondern wie vergessen an der festlichen Gestalt des Sohnes Raimund hing.

Wie von Flammen wallte es in ihm auf. Er ward unsicher auf den Beinen, die Umrisse der Dinge zerflossen in flirrenden Lichtern, und die einsetzenden Akkorde der „Liedertafel" klangen zerrissen und zerfetzt. Es kostete ihn förmlich Mühe, aufrecht auf dem Platz zu bleiben. Der helle Schweiß brach ihm aus.

Aber da schaute Emilie plötzlich zu ihm herüber und lächelte ihm freundlich zu. Wie Manna senkte sich diese Gnade auf sein Wesen nieder.

Und als einige Minuten darauf in das zarte Tongemälde der preisgekrönten Sankt Stefansbacher „Liedertafel" von der Strombrücke her plötzlich Fanfaren, Hörner, Klarinetten, Fagotte und alles andere

samt dem Donner einer großen Trommel wie einschlagende Granaten platzten und eine brandende, dröhnende Menge mit Windsbrautgesetzen als rote, schwarze, weiße, grellbunte, strömende Fleckenmasse nahte, gleißte, lohte: da war er seiner bereits völlig Herr. Er schaute nicht einmal hinüber. Dieser rote Tölpel Eduard samt seiner höllischen Garde gingen ihn von Haut und Haar nichts an.

* * *

Die Jubiläumsgäste vereinigten sich im Bräuhaus zu einem Festmahl, wo bei Speis und Trank, Musik und Toasten die Denkmalsfeier beschlossen werden sollte.

Aber die Tafelfreuden gediehen nun doch nicht so recht. Zwar versuchten die heimische „Liedertafel" und eine gedungene, vierköpfige Blechmusik aus der Oberamtsstadt die ungehorsamen Ohren unter bedeutenden Opfern an Lunge und Schweiß zu bezaubern und zu beschwichtigen, aber von draußen, vom grünen Blachfeld her mischte sich eben immerfort, das Rauschen des Flusses und den Sturz des Wehres übertönend, der Lärm der roten Schwärme in die Tafelmusik, ein Lärm, der an lockender Fülle alles, was da im Bräuhausgarten an Glanz und Klang geboten ward, hundertmal niederwarf und zum Nichts zerschlug. Das war eben die Kraft, der Schwung

einer blutsverwandten angeregten großen Volksmasse, deren augenblickliche Sache die der kleineren erdrückte, erstickte, die Hymnen der „Liedertafel“ zu Staub zerschlug und die vier güldenblinkenden Blechinstrumente aus der Oberamtsstadt in abscheuliche Gießkannen verwandelte.

Von der Angerwiese her aber jauchzten in einem fort die triumphierenden hellen Hörner, wetteifernd mit dem Schmelz des wonnigen Himmels, zischte das gleißende Silber der Klarinetten, donnerte die große Trommel wie das Lachen des betrunkenen Weingottes.

Also kniff im Bräuhausgarten einer um den anderen der Gäste aus.

Der Nabob Felix, von seiner Gemahlin Elvira, welcher diese Dorfkomödie längst ein horrender Greuel war, aufgestachelt, hatte bereits zwischen Ochsenschweifsuppe und Lendenbraten durch das Telephon einen Kraftwagen befohlen. Noch ehe das Mahl zu Ende ging, fuhr er fluchtartig mit seiner Gattin in die Hauptstadt zurück.

Die Verwandten des berühmten toten G. wollten plötzlich ebenfalls mit einem früheren Zug die Stadt gewinnen.

Florian hatte sich den Sankt Stefansbachern zuliebe am Festmahl beteiligt, um der Feier durch seine Gegenwart eine höhere Weihe zu verleihen.

Da indessen niemand seiner besonders achtete, die städtischen Notabilitäten vollends seine Anwesenheit nicht einmal bemerkten, nahm er mit Emilien gleichfalls französischen Abschied, im Heimgehen auf die Ochsenschweifsuppe, den Lendenbraten, die erbärmliche Musik und den erlogenen Wein schimpfend.

Die noch übrige Festgesellschaft aber, die Liedertafler und die vier Blechmusikanten miteingerechnet, gesellte sich allmählich wie auf Kommando zu den bedrohlich angestauten Zuschauern auf der hölzernen Strombrücke am Rande der Blachwiese, neugierig, angeregt und völlig vergessend, daß hier die gottlose Rotte Korah, an Zahl dem Sand am Meere gleichkommend, einem neumodischen, verruchten und doch so berückenden Sommertaumel frönte.

Jakob und Agnes waren unter den letzten, die das Bräuhaus verließen. Sie hatten sich das erfreuliche, seltene, hochfeine Essen gehörig schmecken lassen und die Brosamen mit den Fingern vom Tisch aufgetunkt. Dann verharrten sie gesättigt, befriedigt, in verhaltener Genüge an dem leeren Tische, worauf noch verschmähte Kuchenreste lagen und halbvolle Weingläser wehmütig dreinschauten. Der laute, brausende Schwarm auf der Blachwiese aber störte sie nicht im mindesten.

Der Lump Hannes blieb selbstverständlich für den ganzen heutigen Tag und die dazugehörige

Bewohner dieses verträumten, verschämten Häuschens wollten also auch noch ihre weltbezwingenden Ideen haben! Was konnte man hier auch vom Gären und Ringen einer die alten Fesseln sprengenden, neuerstehenden Welt verstehen?

Jakobs Bauernanwesen hatte er sich im Vorbeigehen ebenfalls zeigen lassen. Und auch die Dunglege davor hatte er in Augenschein genommen. Was wollte so ein Jakob von der Zukunft und einem heraufziehenden Völkermorgen ahnen? Er lächelte spitzig.

Was wollte ferner vor allem so ein drolliger theologie-beflissener Raimund, der doch mit keinem Schritte das Leben in seinen Nöten ausgemessen und den Himmel und die Hölle des Daseins nur von der Schulbank her kannte, so einer, der da in kindlicher Ehrfurcht verzehrte, was die Erziehung ihm in die Krippe legte; was wollte so ein Träumling die Zeichen der Zeit deuten?

Er war bereits in den Ideengang der in den nächsten Minuten zu haltenden Rede geraten.

Der Präsident schaute eben wieder auf die Taschenuhr. „Noch vier Minuten", sagte er.

Als die vier Minuten verstrichen waren, erhob sich der Sammelruf. Die Menge staute sich um die drapierte, hohe Tribüne.

Eduard trat langsam an die Brüstung. Er ver-

neigte sich leicht, lächelte huldvoll. Dann begann er leise und wie zaghaft.

Und Susanna, die durch ihr Guckloch hinterm Zaun den Bösewicht mit ihren Blicken briet, glaubte schon, Gottes Zorn habe dem Gottlosen die Kehle versengt.

Aber da erfolgten plötzlich ein paar platzende Töne aus dem Munde des Redners wie die ersten schweren, vereinzelten Regentropfen vor einem unheildrohenden Gewitter. Dann dämpfte sich die Stimme wieder fast bis zur Lautlosigkeit.

Der Redner zuckte nachlässig die breiten Schultern, leicht, spöttisch und mit gewaltsam niedergehaltener Kraft sprach er gleichsam plaudernd, doch bereits eindringlicher als vorhin. Jetzt straffte sich sein Organ jählings. Und etwas wie ein blitzendes Schwert tanzte durchs Blau. Hierauf folgte noch einmal das lässige, leichte, spöttische Achselzucken und der gedämpfte Plauderton. Dann aber stieg die Stimme mit einmal siegreich, glänzend wie der Wetterstrahl in die Wolken. Und atemlos und willenstot hing nun die Menge an seinem Munde.

Er sprach ohne Unterlaß in einem einzigen Zuge mit dem Strom um die Wette, daß die gestauten Scharen den Boden unter den Füßen vergaßen, und daß Strom und Wiese, Wehr und Himmels-

blau bloß noch als die berufenen Zeugen der wunderbaren Kraft dieser geeinten Massen erschienen, deren Mission darin bestand, mit glühenden Hämmern eine neue Welt zu schmieden, dem Glanze der Zukunft die Riegel zu sprengen, und mit dem eigenen Fleische die Pfeiler am Tempel einer neuen Zeit zu werden.

Donatus saß oben im Musikzimmer, die Fäuste an den Ohren. Die Fensterläden gegen den Garten hatte er zugeschlagen. Er sah nichts, hörte nichts, wollte um nichts wissen.

Nicht einmal die Türe hörte er gehen, als Mutter Auguste, die sich vom Gartenzaun weggeschlichen hatte, mit seltsam verstörten Mienen hereintrat. Er hatte sich um die jüngste Veränderung seiner Frau überhaupt nicht mehr gekümmert. Sie hatte ihr eigenes Leben, das sie nach dem eigenen Willen zu dem Ziele tragen mochte, das ihr gutdünkte. Er machte es ebenso. Erst als sie, ohne seiner zu achten, im Schreibpult kramte, bemerkte er ihre Gegenwart. „Was treibst du denn da?"

Sie antwortete ihm nicht.

Da bemerkte er, daß ihre Hand mit einem packenden Griff die Pistole erfaßte, die er immer in der Schublade verwahrte. „He? Was ist's? Was willst du?" Er nahm ihr den Revolver ab und steckte ihn in die innere Rocktasche. Dann verschloß er die Schub-

lade. „Was ist das? He? Du glaubst wohl? — He?!“ Es fiel ihm gar nicht ein, die Waffe auf jemand anders als sich selber zu beziehen. „Brauchst noch lange keine Angst um mich zu haben. Ich bin noch sehr weit davon weg, mich zu erschießen! Verstehst du? Dazu bin ich noch viel zu jung, viel zu glücklich, viel zu . . .!“

Erst wollte er, der Kraft, die ihn zum Garten hinzog, zum Trotz, auf die Straße hinab, zum Dorfe hinaus. Aber da entdeckte er im Flur unten, daß er barhaupt war. Er wandte sich also dahin, wo es ihn wie mit tausend unsichtbaren Händen hinzog. Er schritt über den Kiesweg wie zufällig durch den Garten und setzte ein sorgloses Lächeln auf.

Vom Festplatz her donnerte eben der Beifall der roten Rotten, prasselte ein silberheller jauchzender Platzregen von Frauenstimmen in die steigenden Bravorufe der schwirrenden Männerkehlen.

Eine Minute lang verharrte Donatus hinter dem grünen Gartenzaune. Schließlich aber genierte er sich vor Susanna, die zornglühend immer noch auf den sodomitischen Schwefelregen wartete.

Er öffnete also die Badhaustür. Doch da war Raimund. Leise lehnte er die Tür wieder zu.

Darauf betrat er ohne weiteres den Rasenstreifen zwischen Gartenhag und Fluß, wo bereits

Jakob an einem Pfosten lehnte und das Schauspiel mit ruhigem Grinsen betrachtete.

Donatus gab sich die erdenklichste Mühe, die geheime Kraft, die ihn hergeschleppt hatte, zurückzudämmen, bei sich selber zu leugnen, das Treiben wie mit fremden Sinnen zu verfolgen wie einer, den die Sache nicht im mindesten berührte.

Jetzt ward er auch von Eduard bemerkt. Ein jäher Triumph blitzte dem Abtrünnigen aus den Augen. Er zeigte mit dem Finger herüber, seine Frau Mara auf den Alten aufmerksam machend. Mara brach in ein überlautes, anhaltendes, gellendes Lachen aus, das schneidend den Lärm durchdrang und wie zerschellende Gläser niederfiel.

„Meine Laute, meine Laute!" hörte man Eduard auf der Tribüne rumoren.

Man belachte seine übermütige Laune. Da er aber allen Ernstes auf seinem Wunsch bestand, brachte ihm ein Genosse mit einem ulkigen Knicks eine Gitarre.

„Ich will euch wieder einmal einige Lieder zum besten geben! Ich habe wirklich das Bedürfnis, meinen Kehlkopf nach diesem Stück Arbeit flattern zu lassen. Es ist ja auch schon allzu lange her, seit ich so recht aus Herzensgrund gesungen habe. Ich glaube, es war an der letzten Fastnacht . . .! Doch, das wißt ihr ja . . .!"

Man fand seine Laune entzückend. Die Jugend

schwärmte auf ihn zu. Die Frauen drängten sich heran. Die Männer reckten lachend die Hälse.

Dann hub er sein Lied an:

Wenn der Himmel strahlt,
Wenn die Anger schwellen,
Von Lenzbluft bemalt,
Von Immortellen,
Juchhei, holarei,
Da sind wir dabei.

Wenn das Einhorn lauscht,
Wenn aus Elfenbronnen
Das Silber rauscht
Und alle die Wonnen,
Juchhei, holarei,
Da sind wir dabei.

Denn so weit blaut die Welt,
Die mit jubelnden Weisen
Und ohne ein Geld
Wir dankbar bereisen.
Juchhei, holarei,
Da sind wir dabei.

Unsre Sonne gibt Licht
Noch in Tausend von Jahren;
Sie bleibt drauf erpicht,
Uns Herren zu willfahren.
Juchhei, holarei,
Da sind wir dabei.

Die Schwalbe stürzt jach
In ein Meer voller Gnaden,
Über Wipfel und Dach,
Ihr Brusttuch zu baden.
Juchhei, holarei,
Da sind wir dabei.

Was schaut ihr uns an,
Ihr Mädchen in Hoffen?
So schließt euch doch an,
Die Welt steht euch offen.
Juchhei, holarei,
Da sind wir dabei.

Unser Lied wie die Luft,
Sie werden nicht sterben,
Weil wir unsre Brust
Fortzeugend vererben.
Juchhei, holarei,
Da sind wir dabei.

Donatus wußte es: dieser Taugenichts hatte von Kindheit auf eine Nachtigall im Halse; er wäre vielleicht ein großer Musiker geworden, wenn er nicht noch viel mehr Talent zum Taugenichts gehabt hätte.

Am Ufer auf- und niederschreitend, sang Eduard den vor Freude girrenden Mädchen und Frauen in die sprühenden Augen, warf er den Schmelz und das Silber seiner Kehle zum väterlichen Garten hinüber.

Zuletzt aber bestieg er mit der kolossalen Mara einen der bereitliegenden Kähne und ließ sich gegen den Saum des elterlichen Gartens rudern, immer musizierend wie ein David vor Saul.

Die Menge begleitete ihn mit fröhlichen Blicken. Denn niemand wußte, worum sich das Spiel eigentlich drehte. Als aber das Boot dicht vor Donatus war, erhob sich Eduard, um dem Vater die Lust und den Spott direkt ins Gesicht zu singen, und die dicke Mara lachte höhnisch dazu.

Donatus ward puterrot, das Blut fieberte ihm in Sturzbächen durch die Adern, und mit einem jähen Griff zog er in einem wahnsinnigen Entschluß die Pistole aus der Innentasche. „Das ist zuviel!" schrie er betäubt vor Wut.

Aber da sprang Jakob mit einem Satz an des Vaters Seite und schlug ihm den Revolver aus der Hand. Ein scharfer Schuß krachte, zerriß den Sang und verkroch sich blutrot in die Bläue. Plumpsend fiel die glitzernde Waffe ins klargrüne Wasser.

Eduard hatte sich im Schreck geduckt, und beinahe wäre er samt seiner Laute und der kolossalen Mara in den Strom gefallen.

Am jenseitigen Ufer erhob sich ein Gemurmel. Doch da nun Eduard lächelnd weitersang, hielt man den jähen Knall für irgendeinen Scherz.

Indessen war auch Raimund aus dem Badhaus

gestürzt. Er wollte den Vater beim Arm wegführen. Doch Donatus schüttelte den Sohn heftig ab: „Laß mich!" sagte er kalt, schroff und feindselig.

Er schritt weg, stieg die hölzerne Haustreppe empor.

Dann setzte er sich ans Klavier. Und wie ein Bollwerk umgab ihn nun der Trotz der Töne! Aus deren Mitte aber ragte wie ein elfenbeinerner, magischer Turm mit gleißender Spitze: sein Wille, sein Wille! Nichts hinderte ihn mehr daran . . .

Elftes Kapitel

Als Raimund vom Urlaub zu seinem Studium zurückkehren sollte, fühlte er sich außerstande dazu.

Er hätte sein tiefstes Wesen verleugnen müssen, wenn er in der gegenwärtigen Verfassung unter die Mutterflügel der Theologie gekrochen wäre. Mehr denn je wankte er an einem Abgrund hin, aus dem die Lüge grinste, die Lüge eines einzigen Lebens, das man nie wieder zurückholen konnte.

Übrigens besäße er nicht einmal die Kraft, die Lüge auf die Dauer durchzuführen. Wozu also jetzt die Geigen seines Herzens zerbrechen? Er mochte mit sich ringen wie er wollte, er besaß nicht einmal mehr den Mut, sich auch nur vorzustellen, daß er ein ganzes Leben hindurch auf die Liebe und alles verzichtete. Gott im Himmel! Wie doch diese Liebe mit seinen siegesfröhlichsten Vorsätzen spielte! Wie aber sollte er das erst leben, wenn er nicht einmal mehr die Vorstellung davon ertrug?

Er träumte nächtlicherweile von seligen Küssen, vom Rausche süßer Liebesstunden mit einer Sehn-

suchtsgewalt, die ihm das Blut überkochte. Das war wie ein zweites, trunkenes, endseliges, aber durchaus leibhaftiges Dasein, so daß es ihn dünkte, als hätte er bislang nur eine Seite des Lebens gekannt, so wie man vom Mond erst die eine erdgewandte kennt und die bessere, sonngekehrte, plötzlich aufjauchzend entdeckte.

Nicht immer glichen die Bilder, die diese Träume mit bunten Fäden woben, völlig dem Emiliens. Die Gestalten wechselten, und oft erschien nur irgendeine Frau, die sich in wundervoller Wirklichkeit über sein wundes Wesen neigte. Doch der Mund, den er mit fieberdurstigen Lippen küßte, immer wieder küßte und der ihm die Seligkeit erwiderte, blieb unter allen Umständen derselbe. Immer und immer waren es die wunderbaren, reifen, süßen Lippen Emiliens, um die er fieberlechzend die Traumhimmel durchmaß, um die er in Finsternissen stöhnte, bis sie bei ihm waren, ihn zu küssen, zu küssen ... um die er stritt, tötete und siegte über alle hochheiligen Vorsätze, den leiblichen Vater ... Einmal war er bei einem solchen Kampf im vollen Meßgewand, einen brokatflirrenden Rauchmantel darüber....

So und nicht anders stand es jetzt um ihn. Fernab und tot und verschüttet rauchten irgendwo die unechten Flammen seiner siegestrunkenen Berufung.

Er stand vor der Schwelle zur größten Lüge, die je in die Zeit gesunken ....

Wie ein Gewitter in den blauen Tag war das alles über ihn gekommen, wie Reif über ein blühendes Tal, wie Hagelsturm über das Ährenmeer, nein, wie die Morgensonne über Frühlingswiesen, wie ... Aber da gab es noch Vergleiche?

* * *

Raimund hatte früher, in seinen schwärmerischen Jugendjahren, den lebhaften Wunsch gehegt, einmal Rom, die ewige Stadt, mit eigenen Augen zu sehen. Das war seiner Knabenseele kühnster Traum gewesen: einmal die Basilika des heiligen Petrus, die Kardinäle im Purpur, den obersten Hirten selber von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Wie von einer geheimen Kraft dazu getrieben, griff er jetzt diesen Gedanken plötzlich wieder auf, in der letzten, schwachen, zweifelhaften Hoffnung, dort vielleicht noch einmal einen Ausweg zu finden. Die Reise, die Ferne, die Fremde müßten wohl ihre Wirkung ausüben ...

Und da Susanna, die das Unheil längst geahnt, die Mittel zur Reise aus Felixens Börse schon bereit hielt, überlegte er nicht lange. Er betrachtete die brüderliche Hilfe zunächst als ein Darlehen, dessen man sich bei Zeit wieder erinnern würde.

Auf ebenso glühenden Rädern, wie er damals nach Stefansbach gekommen war, dem verblendeten Vater in Herz zu reden, der jungen Tante eine gefährliche, sündige Liebe zu verweisen, fuhr er jetzt jählings davon.

Er leistete sich sogar den ungeheueren Gewaltakt und nahm nicht einmal von Emilien Abschied. Ebenso entschieden lehnte er Susannas Begleitung zum Bahnhof ab.

Allein, blaß und vornübergebeugt, den kalbledernen schwarzen Handkoffer in der Linken, den Spazierstock aus Ebenholz mit Silbergriff in der Rechten, wanderte er, rasch ausschreitend, durch das Dorf, über die mehlige Landstraße, durch den kleinen Tannenhain, durch die alte Papppelallee zur Station hinauf.

Der Vater Donatus hatte ihm wie abwesend, mit einem zwinkernden Lächeln kurz und wortlos die Hand gereicht. Er tat, als wüßte er gar nicht, worum es hier ging und was in diesen Stunden auf dem Spiele stand. — — —

Die Reise verlief, wie solche Reisen verlaufen. Im Fluchtfieber und in einem ordentlichen Pilgerrausch erreichte Raimund die ersehnte Stadt, und es mochte ein anmutiges Schauspiel für die Fremden gewesen sein, die da wie verspätete Bienen am Portal der großen Peterskirche aus- und eingingen, den trunkenen schwarzen Sünder aus Sankt Stefans-

bach zu sehen, der da im schwarzen Flügelrock und tadellosem, im Nacken schließenden Stehkragen, den schwarzen Filzhut in den überm Rücken gekreuzten Händen, am Pflaster der wunderbaren Piazza wurzelte, niedergedrückt und gehoben von einer und derselben Majestät der Kraft.

Aber da kroch dem trunkenen Pilger auch schon wieder aus irgendeiner Wesensfalte der Gedanke auf, wie das alles erst sein müßte, wenn nun eine gleichgestimmte Seele dabei wäre, wenn man das alles gemeinsam erlebte, wenn jetzt gar etwa Emilie da wäre! Wenn diese unvergleichlich süße Emilie etwa plötzlich wie durch ein Wunder dort am Fuße des Obelisken stände oder von der Balustrade des Domes zwischen den Heiligen heruntergrüßte! Zwischen den Heiligen! Seine Phantasie spielte ihm da furchtbare Streiche.

„Ansichtskarten gefällig, Monsignore, billig, billig", redete ihn ein Verkäufer zu wiederholten Malen an.

„Danke, nein! Werde ich nun endlich Ruhe haben?" Er wandte den Blick ärgerlich von dem Warenbrett des Händlers ab, um eine an sich höchst unschuldige Abbildung der Trajanssäule nicht zu sehen, weil ihm plötzlich die Erinnerung durch den Kopf schoß, daß er im Vorbeifahren von der Trambahn aus diese schreckliche Säule irgendwo flüchtig

wie im Traum, aber wie für ihn entscheidend und verhängnisvoll erblickt hatte. Und mit einer lästigen Klarheit fiel ihm ein, daß der Marmorschaft nicht mehr den Kaiser Trajan, sondern das Standbild des Apostels Petrus trug. Er empfand den Wandel in diesem Augenblick als die ureigenste Angelegenheit. Ja, er begann sich förmlich für den Apostel Petrus zu ängstigen, ob er auch wohl sicher oben bliebe und nicht wieder einem anderen Platz mache? Es war nachgerade das Unmöglichste möglich! Floß nicht die Weltgeschichte über von diesen Beispielen?

Aber da flüsterte ihm ein Teufel ein, daß auch nicht ein jeder auf einer Säule stehen müsse, daß der lauterste Mensch auf lauter Täuschungen fuße ...

„Postkarten gefällig, Monsignore, billig, billig."

„Ja, bitte", sagte er da plötzlich.

Richtig lag diese wahnwitzige Trajanssäule wieder zu oberst! Mit spitzen Fingern stieß er sie weg. Doch da kaufte er sich jetzt erst recht lauter profane, unheilige Dinge, die er wenigstens mit gutem Gewissen berühren durfte: das Forum Romanum, das Kolosseum, die Fontana di Trevi, einen Diskuswerfer, den Torso des Belvedere, den Kopf des Vulkan ...

Der alte Kartenhändler machte lauernde Äuglein: das war wohl ein eingeweihter, großartiger,

ausbündiger Heide im Pfarrersrock, wie er ihm all sein Lebtag, solange er nun hier auf geweihter Stätte seinem löblichen Gewerbe nachging, noch nie vorgekommen, ein Wolf im Schafskleid sondergleichen, der gerissenste und verwegenste Modernist, der nur je im Buch stand. Fast wandelte ihn das Grauen an, der unheimliche, fremde, blasse Pfarrer, der immer noch wie geistesabwesend alle die wunderbaren, kirchlichen Heiligtümer heftig beiseite stieß und die ausgesuchtesten heidnischen Sachen wählte, möchte am Ende gar der Antichrist selber sein, und fast hätte er das Warenbrett weggezogen und wäre davongelaufen.

Als Raimund den mißtrauischen, scheelen Blick des Alten bemerkte, warf er ihm ein Silberstück auf die Auslage, entfernte sich schleunigst und stürmte über die Marmorstufen ins Innere des Domes. Der Alte aber machte hinterrücks im stillen das Kreuzeszeichen.

Raimund hatte sich eine Reihe von Quartieradressen aufgeschrieben, die für Romreisende geistlichen Standes in Betracht kamen. Doch nun benutzte er keine derselben, sondern mietete sich in einem Privathotel der Via Cavour ein kleines Zimmer und aß sein Mittag- und Abendbrot in irgendeinem Speisehause. In den ersten Tagen aber widmete er fast seine ganze Zeit dem Felsen Petri, immer

noch einen Halt suchend, den er im Grunde nicht begehrte.

Wenn Emilie da wäre? — Immer wieder glühte dieser Gedanke in alle seine Erlebnisse herein, gleich als ob diese süße schöne Frau wesenhaft zu alledem gehörte.

Neulich war er bei einem Ausflug ins Albanergebirge vor einem auf einem Berggipfel in immergrünem Wald versteckten Männerkloster stehen geblieben, wo hinter hohen Mauern wundervolle lilafarbene Zyklamen blühten und edle Fohlen in den Olivenhainen weideten.

Die Klosterschüler genossen eben ihre Erholungszeit, jagten in ihren komischen dunkeln Kutten über den Rasen mit den unbändigen Fohlen um die Wette, spielten Kegel, schwärmten und lärmten. Das war so recht der wilde, ausbrechende, allmächtige Schrei der Jugend, die sich eben nirgend, nirgend abtöten ließ!

Als er dann abends über die hochumwölbte, in einem kristallhellen, zarten, leichten Goldrot ruhende Campagna fuhr, und darauf in einem Ristorante hinter grünen Bambusstauden den römischen Wein trank, dessen Glanz dem des Abendrots über der Campagna so vollkommen glich wie eine Apfelsine der anderen, da schrieb er endlich an Emilie einen mit großer Mühe verhaltenen schämigen Gruß und seine Adresse.

Wenige Tage darauf sandte er ihr einen trunkenen, langen, langen Brief, worin er die Schönheiten des neuen Landes, der neuen Sonne, der ewigen Stadt schilderte.

Aber das alles hieß immer nur: komm, Geliebte, Süße, Einzige! komm, ich lechze nach dir, und ich bin bereit! Ich bin nur ein bloßer Mensch, ein Mann, den die Jugend verzehrt, und alles Bisherige war nur der Trug einer unvermeidlichen Gärung, der Hochflug eines unverstandenen Jugendtaumels, eines übernommenen zügellosen Temperaments! Du aber bist endlich das erwartete Wunder! Das dem Jenseits entfallene Entzücken, der wunderbare Glanz, den ich immer schon in unverstandenen Sehnsuchtsbildern erschaut! Du, nur du allein! Oh, so komm denn! Ich bin bereit!

Zwölftes Kapitel

Der Dichter Florian fühlte sich in seinem alten Schlößchen allmählich furchtbar beengt.

Er hatte einen neuen großen, hochflatternden Roman vom Stapel gelassen. Aber der Erfolg war diesmal gänzlich ausgeblieben. Die Neider, die sich von jeher als weiße Lämmer um den Ruhm versammeln, hatten im geheimen Herzen diesen Augenblick längst erwartet. Nun stürzten sich die guten Freunde wie ausgehungerte Wölfe auf das arme mißlungene Werk des Dichters, auf diese Weise noch einmal einen ungewollten ordentlichen Haufen Lärm um den Entthronten erweckend.

Dann aber ward es völlig stumm und einsam um Florians Sache. Die Welt schien jetzt ihre Fülle auf einmal verloren zu haben, schien leer, ausgehöhlt zu sein.

Wie ein Verfemter, mutterseelenallein in der ausgestorbenen Welt Zurückgebliebener, vom Schicksal Vergessener, saß der berühmte Florian nun in seinem Schloß mit den schwarz-gelben Fensterläden, den hohen Mauern, dem schönen blauen Madonnabild mit den

possierlichen Kinderfüßen. Auch die alten Freunde in der Stadt hatten nun plötzlich lauter andere sehr wichtige Verpflichtungen, die ihnen kein Tröpfchen Zeit übrig ließen, den vereinsamten Gestürzten aufzusuchen. So hantierte der Maler Schottenhammel neuerdings als Zeichner an einem Witzblatt, von Glücks- und Heiratsgnaden ein schweres Geld einstreichend, dünkte sich selber sehr berühmt und schlechterdings unentbehrlich für das Blatt und die Welt und hatte nun selber das Haus voller Besuche, die ihm huldigten, um seinen Einfluß warben, ihm den dicksten Weihrauch ins Gesicht bliesen und ihn dann bei Nacht im Bett, im Gespräch mit der Gattin einen Strohkopf und einen Stümper nannten. Es blieb ihm also gleich allen den anderen keine Zeit mehr für den unglücklichen Freund übrig.

Im Grunde hatte Florian das alles vorausgeahnt, ja, in starken Stunden sogar im Herzen herbeigewünscht; doch da nun diese Sehnsucht in Erfüllung ging, empfand er die Vereinsamung geradezu als physischen Schmerz. Namentlich sein stilles Schloß ward ihm jetzt zur peinlichen Last. Die Mauern, deren Vorhandensein er einstmals als ein ganz besonderes Glück begrüßt hatte, bedrückten ihn furchtbar, das ganze Dorf Sankt Stefansbach samt seinen Bewohnern, die ihn doch gewiß als einen offenkundigen Narren in Ruhe ließen, lag ihm

wie ein schwarzer, zäher, schlammiger Wall auf den Nerven. Was aber noch vom eigentlichen Leben übrig blieb, war Bürde, Bürde, nur Bürde. Das war freilich weder neu noch unübersteigbar. Wo und wann nur ein großer Geist das Dasein erschöpft hatte, war er immer zum Verwerfer geworden, hatte er immer mit einer Absage an das Diesseits geendigt.

Das war ja von allem Anfang an sein Ziel gewesen. Von allem Anfang an war der Tod sein liebster Freund gewesen, dessen erlösende Stunde, da er ausatmend das müde Haupt ins Zeitlose legen durfte, er immer erharrt hatte.

Wie Spreu fiel alles andere von diesem seinem fruchtbarsten Gedanken ab. Und er schwebte in Gefühlshöhen, wo auch die Erleuchtungen der größten Geister wie welke Rosen zurückblieben. Wie ein naher, wundervoller, sonnenerfüllter, mit süßesten Erwartungen geladener Tag erschien ihm nun der Tod. Nur diesen widerlichen körperlichen Schmerz der umklammernden Enge und Vereinsamung wollte er noch vorher abwerfen! Ans Meer würde er reisen, in die Wüste, in eine ungeheure Ebene, die die Unendlichkeit widerspiegelte! Dort würde er dann seine weltalte Sehnsucht für immer schlafen legen.

Er machte also eines Tages nach dem Mittagsmahl seiner Gattin Emilie allen Ernstes den Vor-

schlag, mit ihm nach Ungarn, nach Budapest zu reisen, um von dort aus dann die größte und nächste der ihm bekannten Ebenen zu gewinnen. Seine Frau aber würde gewiß freudig mit ihm ins Ende schreiten, meinte er gutmütig.

Emilie lachte ihm offen in sein dunkelrotes, von grauen Bartstoppeln belichtetes, fettes Gesicht. Sie sagte ihm bei dieser Gelegenheit wieder einmal auf den Kopf zu, daß er regelrecht übergeschnappt wäre.

Da lächelte er nur ein bedeutsames Lächeln, das etwa besagte: wie konnte ich auch von einer Gans etwas anderes erwarten ...

Aber nach einigen Tagen änderte Emilie plötzlich ihre Auffassung und willigte in die sonderbare Reise ein. Nur fing sie an, ihn zu bereden, doch lieber nach Italien zu reisen. Dort wäre ebenfalls eine wundervolle Ebene, dazu ein schimmerblaues, magisches Meer ... Sie war nahe daran, ihm die trunkenen Briefe Raimunds in die Ohren zu singen.

Florian ging nicht sogleich darauf ein. Doch Emilie gab jetzt, da sie den Geliebten bereit wußte, keine Ruhe. Ja, sie lehnte es nicht einmal ab, vielleicht doch noch mit ihm zu sterben; sie sagte das lachend und in maßlosem Glücke. Ja, sie begriff jetzt sogar auf einmal etwas vom Wahne ihres Mannes, von der Süßigkeit des Todes, von einer grenzenlosen Wonne, für welche die nüchterne Erde keinen

Raum mehr hatte. Sie war jetzt nur noch die Geliebte, das glückselige Weib, das liebte und zum Letzten fähig war.

Das alles bekannte sie frohlockend dem Geliebten in süßen, fiebernden Briefen. Es gab auch für sie nichts anderes mehr in der Welt als die Liebe, nur die Liebe.

Mit einer förmlichen Hast betrieb man im Schloß die Vorbereitungen zur Reise. Es waren Tage, blau und geöffnet wie vor einer Hochzeitsreise.

In diesen Wochen wirkte das erpichte Werben des alten Donatus wirklich sehr komisch. Seine Briefe aber waren vollends belustigend. So schlug er neuerdings Emilien vor, mit ihm über „das große Wasser" nach Amerika zu fliehen! Emilie mußte hell auflachen, als sie diese Zeilen las.

Aber als er dann am zweiten Abend vor der Abreise ins Schlößchen kam, um sich zum Schein zu verabschieden, erfuhren ihre Gefühle doch eine kleine Wandlung. Er hatte in diesen letzten Wochen zusehends gealtert. Als stiege er bergan, so langsam durchschritt er, den Strohhut in der Hand, gesenkten Hauptes den Garten.

Emilie erging sich gerade in der Hausschürze und kurzem Rock auf den Rieselwegen, die kräftige, würzige Herbstluft einatmend und ihr süßes neues Glück in der Weite des Himmels wiegend.

Als Donatus sie erblickte, zuckte eine tiefe Wehmut über sein rundes weiches Antlitz. Er lächelte krampfhaft und sandte ein stummes bittendes Auge nach ihr.

Da hatte sie denn wieder regelrecht Mitleid mit ihm. Donatus aber nahm diesen Augenblick raubend in sich auf. Und dann dünkte es ihn, als hätte er sie noch nie so bezaubernd jung und mädchenhaft gesehen, wie jetzt, da der kräftige Abendhauch mit ihrer roten Schürze und den Falten ihres kurzen hellen Rockes spielte, mit zärtlichen Fingern ihr goldbraunes Haar berührte und kosend die flimmernden Löckchen über dem wundervollen, runden, weißen Halse bewegte. Fast wollte ihn seine späte Liebe wie ein Märchen anmuten.

„Wo ist Florian?" fragte er unsicher. — „Im Turmzimmer schon den ganzen Tag." Donatus lächelte ironisch. Doch Emilie ging diesmal nicht darauf ein. Da stockte er von neuem.

Sie wandelten langsam und ohne ein Wort zu sprechen, nach dem entgegengesetzten Teile des Gartens. In einem Beet am Wege wiegte ein letztes Rosenbäumchen seine glanzweißen, wundervoll aufquellenden Rosen in der Abendluft.

Donatus blieb zerstreut eine Sekunde davor stehen. „Willst du eine haben?" lächelte Emilie ihn an. Er schaute ihr zärtlich in die Augen.

Nun lief sie nach der Gartenschere im grüngestrichenen, von sterbendem wilden Wein allseits umlohten Gartenhaus. Aufs höchste erregt, entbrannt, kurz atmend, sinnbetäubt lief er ihr auf dem Fuße nach.

Es gab aber bald einen erklecklichen Abstand zwischen ihnen; so rehleicht, morgenjung und mädchenhaft tanzte sie vor ihm her. Er fühlte sich tatsächlich alt, dick und ohnmächtig.

Aber da er nun vor der Türöffnung des Gartenhauses anhielt, aus dem Emilie eben wieder heraus wollte, drängte er sie doch unversehens mit einem kraftvollen Ruck in den dämmerigen Raum zurück, in die letzte Ecke, und umschlang ihren geliebten Leib mit glückzitternden, seligen Armen. Und dann drückte er seine lechzenden Lippen auf ihren jungen Mund . . .

Sie ließ ihn gewähren . . . denn es war ihr jetzt, als küßte bereits der Vater die Sohnesbraut . . . Verträumt lächelnd, zärtlich bewegt und leise mit dem Kopfe nickend, hörte sie seine hochlodernden und trotzdem alten Schwüre an.

Doch da er gar keine Vernunft annehmen wollte, sondern immerfort von seiner fürchterlichen Flucht über „das große Wasser" redete, die in seinem Munde so unendlich komisch wirkte, flog ihr wie eine plötzliche Eingebung ein toller Gedanke durch den

Kopf. Wahrhaftig, das — —! Das würde ihn sicher zur Besinnung bringen! Das wäre ein wirksamer kalter Strahl! Er verdiente in der Tat nichts anderes . . .

Sie ward ihren Einfall nimmer los: Ja, dieser unverbesserliche alte Vater Donatus sollte in seinem drolligen Liebeswahn anstatt über das große Wasser also nur einmal — — nach Ungarn fahren, seinem Herzlieb entgegen und dort warten, bis es käme, ihn zum Cherub zu machen. Sie entwand sich ihm gewaltsam. Dann lief sie sogleich ins Haus und brachte ihm den Reiseplan, den Florian entworfen hatte, mit Abfahrtszeit, Hoteladresse und allem, was zu dieser beabsichtigten Reise nach Ungarn gehörte.

Das war alles so jählings und seltsam über ihn gekommen, wie einstmals die Liebe selber. Das lag nun so klar und fertig und selig vor seinen Augen, daß sich nicht der leiseste Zweifel regte. Emilie würde sich dann unterwegs von Florian losreißen und Donatus vom Süden her einholen. Er erschrak fast vor so viel urplötzlichem Glücke.

Nun nahm er noch Abschied von dem Narren Florian, der, den Rinaldinihut auf dem Haupte, am Schreibtisch saß und ein leeres Blatt Papier mit Bleistiftzügen bedeckte.

„Folglich muß geschieden sein", sagte Florian. Er war voll Mitleid für den armseligen, winzigen

Bruder Donatus. „Ich weiß, du bist ein obstinater Optimist; ich erlasse mir folglich jegliches Zureden. Ich bitte dich aber, mich gleichfalls ungeschoren zu lassen." Dann fuhr er mit bedeutsamer Selbstverständlichkeit fort, gleich als wüßte Donatus bereits von seinem Vorhaben bis ins kleinste: „Mein Vorsatz ist viel zu bestimmt und mein Handeln viel zu köstlich, als daß deine Einwände auch nur die leiseste Wirkung hätten."

Er erhob sich vom Stuhl: „Folglich lebe wohl und lache über mich, solange du Lust hast. Genieße die Welt und dein behagliches Alter wie bisher und freue dich deiner eiteln Freuden. Ich aber weiß genau, wohin mein Weg mündet. Meine Tat wird ein Same sein, dessen Früchte dereinst die Besten erquicken werden. Folglich lebe wohl!"

Donatus reichte dem Narren stumm die Hand. Leichter hätte Florian ihm den Abschied nicht machen können.

Zum Glück herrschte schon die Dämmerung, als Donatus, sein Bukett weißer Rosen in der Hand, hinter dem Dorfe über die Ackerebene heimschritt.

Wie ein wundersames, gebenedeites Märchen war das Leben. Nur das Glück war keine Sage. Nur noch ein Schritt trennte ihn von seiner Seligkeit. Dann mochte die Welt vergehen und die Sonnen ineinanderstürzen.

Er mußte wirklich sein Bukett lilienweißer Rosen zu Zeugen anrufen, um sich zu vergewissern, daß er tatsächlich wachte und leibhaftig über die Sankt Stefansbacher Stoppeläcker nach Hause wandelte und nicht etwa nur in eine unwirkliche Dämmerung hineinträumte.

Dreizehntes Kapitel

Dieses wunderbare Rom hatte nun sogar Florians Fahrt in die Unendlichkeit verzögert, das heißt ihr vielmehr nur noch einen gloriosern Schönheitsbogen aufgebaut.

Er war seiner Frau jetzt in der Tat dafür dankbar, daß sie ihn überredet hatte, gerade hierher zu reisen. Und so schleppte er denn sein eigenes Herz und das Emiliens samt der Seele Raimunds wie ein Fischer seine Netze von der zehnten Galleria zum elften Museo und zur hundertsten Colonna.

Eines Morgens hatte man in dieser Weise einen Teil des päpstlichen Hellas durchwandert, Apollo, Bacchus und Aphrodite, schönbrüstigen Dianen, Ariadnen und Amazonen gehuldigt und den klagenden Schalmeien verliebter Kentauren gelauscht. Florian war namentlich vor den Parzen eines Sarkophags hängen geblieben, die ihn ganz besonders interessierten und nimmer loszulassen schienen.

Da waren Raimund und Emilie schließlich weitergeschritten. Sie saßen nun das erstemal allein auf einer Marmorbank in einem kleinern Rundhof. Eine

tiefe, blaue Himmelsglocke wölbte sich über dem Oberlicht. Verlorene Sonnenstrahlen fielen auf eine Marmorsäule. Das einschläfernde Geplätscher eines Brunnens, dessen Kristallwasser über imitierte Felsen und lebendige Blattpflanzen quirlte, nahm einem die Seele mit fort. Goldfische schwammen im grünklaren Spiegel; ein rotschimmerndes Geranienblättchen suchte es ihnen nachzutun.

Raimund und Emilie sprachen kein Wort. Sie schauten versonnen und verloren dem Brünnlein zu, den Goldfischen, dem schimmernden Geranienblatt . . .

Dann umarmten sie sich plötzlich, wie auf Verabredung. Und in einem einzigen seligen Kusse fanden sich ihre Lippen, umschlangen sich ihre Seelen.

Ein Wächter ging vorüber. Ein Hochzeitspaar folgte. Ein Gelehrter passierte kopfschüttelnd den Raum.

Sie sahen von alledem nichts.

Nach einer Weile tauchte Florian am Eingange des Cortile auf.

Sie bemerkten ihn ebensowenig.

Florian war im ersten Augenblick nicht wenig verblüfft. Dann aber atmete er tief ein und so kurz und heftig aus, daß der ergraute Spitzbart sich sichtbar bewegte. Und nun lächelte er leise, triumphierend über sein ganzes dunkelrotes Gesicht.

Lautlos näherte er sich dem trunkenen Liebespaare. Dann tippte er seiner Frau Emilie mit dem rechten

Zeigefinger sachte auf die runde Schulter, schon wie mit einem Finger aus dem Zeitlosen heraus.

Emilie wandte sich erschrocken um. Auch Raimund war blutrot im Gesicht. Allein Florian erhob abwehrend die Hand, halb verächtlich, halb verzeihend und wie segnend.

Hierauf verschwand er in kurzen seitlichen Tritten, den samtenen Rinaldinihut in der Linken pendelnd, sein dunkelbraunes gerötetes Antlitz mit dem Spitzbart und den fetten wulstigen Wangen von offenbarer Narrheit durchleuchtet. Er nahm sich jetzt in seinem üppigen, gewellten Haar in dieser klassischen Umgebung beinahe wie ein letzter Prophet aus, der die taube Welt vor der hereinbrechenden Katastrophe verläßt.

Als er weg war, sahen Raimund und Emilie einander halb erschüttert, halb kopfschüttelnd an. Dann umarmten sie sich wieder, und immer wieder.

Sie verließen den Palast erst, als das Zeichen zum Torschluß sie aus ihren Wonnen weckte. Arm in Arm, wie ein verliebtes Götterpaar, in letzter Seligkeit verkettet, wandelten sie im blauen Sonnenschimmer durch die bunten Straßen der ewigen Stadt.

Bis sie dann spät am Abend im Quartier erschienen, war der Narr Florian längst über alle Berge. Er hatte der Hotelwirtin noch die Rechnung beglichen, seiner Frau den Reisekoffer zurückgelassen, seine letztwilligen Anordnungen in Stücke zerrissen und dem Recht

der Erbfolge freien Lauf gelassen. Auf die Rückseite einer Hotelkarte aber hatte er die Worte geschrieben: „Lebt wohl und lange! Ich schreite durchs Ziel."

Nun weinten sie ihm doch eine Träne nach. Dann küßten sie sich wieder und immer wieder und lebten ein Glück, das ihnen älter als die Sonne erschien. Nun mochten die Sterne sich mit neuen Gewändern versehen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

An den alten Vater Donatus dachten sie erst nach Tagen wieder. Sie sandten ihm ein liebesseliges, langschweifiges Schreiben und erzählten darin von ihrem namenlosen Glück, selbstverständlich und grausam, wie Glückliche erzählen.

Sie schickten den Brief nach Sankt Stefansbach, da auch Raimund der Ansicht war, daß der Vater die aufgelegte Torheit der Fahrt nach Ungarn sicherlich nicht ausgeführt oder doch sofort wieder bereut hätte und heimgekehrt wäre. In diesem Briefe schwärmten sie ihm ihre himmelblaue Zukunft vor, erzählten ihm, daß sie nächstens Hochzeit machen wollten, daß Raimund in möglichster Bälde ein entsprechendes Feld der Betätigung suchen würde und daß sie dann in süßer Treue bis zum Tod einem wunderbaren Leben huldigen würden. Das Schreiben, das von ihrem Glück berichtete, nahm zwölf große Seiten ein.

* * *

Donatus aber hatte selbstverständlich seinen grotesken Flug nach dem glückflirrenden, fernen Land Utopia unternommen. Ja, diese jüngste Fahrt, von der verzückten Phantasie eines verliebten alten Toren getragen, geschah noch viel überschwenglicher als die erste, die den Emeriten seinerzeit in das gelobte Land der Freiheit gebracht hatte.

Der seltsam bunte asiatische Wirrwarr aber, der dem liebestrunkenen Flüchtling entgegenschlug, als er am Budapester Bahnhof dem Orientexpreß entstieg, schien wie geschaffen für dieses rauschige, romantische Abenteuer; denn da brandete ihm eine so fremde, von einem wunderlichen exotischen Blute wunderlich erregte Welt an die taumelnden Sinne, daß er sich nun erst recht verzaubert fühlte, losgelöst von Deutschlands strengen Satzungen, auf einer barocken Jahrtausendinsel schwimmend, wo man Christen und Juden nimmer unterscheiden konnte und wo es wohl noch goldbesternte Himmelbetten für schwelgende Liebesleute geben mußte, deren Füße in Edens Grund sich senkten.

Aber die Geliebte war nicht gekommen ... Auch die verabredeten Briefe nicht ... Das ergab eine fürchterliche Ernüchterung.

Hatte sie nicht loskommen können? nicht loskommen wollen? Seine genarrte Leidenschaft erschuf die verwegensten Phantasiegebilde. Liebe, Haß, Scham,

Reue, Vernunft, Sehnsucht, Trotz jagten ihre Spukgestalten durch seinen fiebernden Kopf . . .

Er war Florians Plan zufolge in einem Hotel ersten Ranges abgestiegen, aber da ihn der ausladende pomphafte Luxus desselben abschreckte, suchte er sich einen billigen Gasthof in der Stadt.

Erst spät am Abend fand er nach mancherlei Hemmnissen ein ihm leidlich zusagendes Gasthaus. Hier leuchtete ihm ein radebrechender Kellner nach Nachtmahl und Wein in ein kleines dürftiges Zimmer, worin ein bescheidenes Bett stand, das nicht entfernt an ein goldbesterntes Himmelbett erinnerte. Beim Schlafengehen machte der ernüchterte Donatus dann noch eine weitere sehr unerfreuliche Beobachtung. Als er sich nämlich noch einmal vom Bett erhob, um den neben der Tür angebrachten elektrischen Einschalter zu erreichen und das Licht auszudrehen, entdeckte er, daß der enge Raum nicht einmal ein Fenster hatte. Unter vielen Schwierigkeiten drehte er das Licht wieder an. Nun ging zwar eine kleine Scheibe in der Wand gegenüber dem Bett auf einen überdachten kaminartigen Innenhof oder etwas Ähnliches hinaus, aber das änderte nichts an der widerwärtigen Tatsache eines sackdunkeln Raumes und dem sich steigernden Grausen, einsam und enttäuscht und allem Anschein nach gefoppt und verraten in Nacht und Öde zu liegen, hier die eigene grenzen-

lose Narrheit zu erfühlen und das Götterbild Emiliens zwischen törichter Rache und ebenso törichter Hoffnung zu verbrennen. Diese von Weile zu Weile immer widerwärtigere Nacht hatte nicht bloß acht Stunden oder zehn, sondern währte ein Menschenalter und darüber hinaus und klafterte von den Quellen des Lichtes bis in den Busen der Hölle, an einen weltfernen Morgen grenzend, der so ungewiß und unberechenbar schien wie die Liebe eines schönen Weibes und die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit offen ließ, daß am Ende die Sonne gar nimmer wiederkehrte und alles Leben in diesem klanglosen toten Dunkel unterging, die Welt, die Zeit, die Liebe und die Torheit und alles mit fortreißend; die Torheit allein würde sich am Ende noch einmal eine Arche erobern ... In einer Art Selbstpeinigung überließ er sich schließlich dieser unheimlichen, bodenlosen Gedrücktheit und Verlassenheit. Es war ihm, als säße er, ein alter Irre, vor sich selber fliehend, auf einer Barke und führe über todstumme, schwarze Wasser, lautlos und pfeilschnell in das Ende hinaus, von Zeit zu Zeit von einem höhnischen Gelächter überschüttet. Unwillkürlich dachte er jetzt an Florian. Wer war nun der eigentliche Lebensnarr? Er oder dieser Stiefbruder? — —

Erst gegen Morgen, als der Tag nun doch noch einmal die alte wundertolle Welt mit seinem Licht

benetzte, schlief Donatus etwas ein, die Eindrücke des Vorabends und die Schauer dieser Fiebernacht in wirren Träumen verarbeitend, die ihn durch den abgründigsten Wahnsinn jagten; so befand er sich zuletzt hoch oben in der Mongolei, inmitten einer Sandwüste unter Menschen mit lauter Schafsnasen und Kamelsgesichtern. An einer Wegbiegung aber rief ein verkrüppeltes Wesen immerfort die Zeitung aus: Päjä, päjä." Diese Laute fraßen sich ihm geradezu ins Hirn. Er wollte schreien, aber da gewahrte er mit neuem Entsetzen, daß er seine Muttersprache verloren hatte . . . Dann hörte er plötzlich dicht neben sich jemand seinen Namen sagen. Ohne jede Begründung, doch aus einer, wie ihn dünkte, unsäglich wunderbaren Erleuchtung heraus, erwiderte er sofort schlagend: „Vielleicht ist eben das Leben die wahre Offenbarung Gottes." Und er eröffnete einen sehr gelehrten Disput mit seinem Sohne Raimund, der ihm gegenüber im Sande stand. Aber da war es ihm plötzlich, als ob ein riesenhafter zahnloser Mund ganz urgräßlich neben ihm gähnte. . . .

Als er nach einer Ewigkeit trotz alledem noch einmal erwachte, atmete er tief auf. Und in einer seltsamen Verwundertheit betrachtete er den neuen Tag. War es nicht nahezu wie ein Auferstehen?

Er klingelte dem Kellner und verlangte kaltes

Wasser. Dann wusch er sich Gesicht und Brust. Er tat das beinahe symbolisch.

Denn er wußte nun, wie sich die Ereignisse ungefähr abwickeln würden. Emilie würde sich mit Florian aussöhnen, und sie würden beide zusammen fürchterlich über ihn lachen. Seine Familie aber würde ihn für alle Ewigkeit verachten.

Doch da ward ihm dann am Postschalter ein in Rom aufgegebener Brief von Raimund und Emilie ausgehändigt, die nun bereits wieder soweit in Zusammenhang mit den Tatsächlichkeiten des Lebens standen, daß sie für alle Fälle dafür sorgen wollten, daß ihr Glück den Vater auch sicher erreichte.

Das gab dem zermürbten Donatus nochmal einen kräftigen, gesunden Herzstoß. Einige Tage darauf war er sogar schon imstande, dem Liebespaare den erbetenen Segen zu schreiben und sie zu bitten, in die Heimat zurückzukehren. Er selber dachte nicht daran, seine Torheit jemals wieder tilgen zu können.

Die näheren Nachrichten über Florians Tod erschütterten ihn nun tief. Florian war zu Pferd in der Nähe von Santa Severa ins Meer geritten, aber, da er die Kunst des Reitens nie gelernt, von dem klügeren Tiere abgeworfen und durch Fischer gerettet worden. Doch das hatte ihn auf seinem Wege nicht aufgehalten, und in einem Hotel Neapels hatte er sich die Pulsadern geöffnet.

Dann folgten freundlichere Ereignisse. Jakobs Frau Agnes hatte ihr viertes Knäblein geboren ... Susanna war in die Stadt in den Schoß der Familie des Verlegers Felix zurückgekehrt. Die Mutter sei in der jüngsten Zeit wie verwandelt, schrieb Raimund aus einem verzauberten Gemüt heraus. Eduard eroberte sich mit erdrückender Stimmenmehrheit ein Landtagsmandat. — So reihte sich Geschehnis an Geschehnis wie Monat an Monat.

Und schon luden Raimund und Emilie den Vater Donatus zur Hochzeit ein; auch der hochwürdige Herr Pfarrer Häberle, der die Trauung vornehme, lasse ihn vielmals grüßen, fügten sie naiv bei.

Mit derselben Post aber erhielt Donatus einen Brief von Mutter Augustens Hand, den er sich lange nicht zu öffnen getraute und den er wie einen explosibeln Gegenstand mit sich herumtrug.

Doch die Mutter schrieb nur, daß sie heuer so ausnahmsschöne Kresse im Garten stehen hätte, die er doch immer so gerne gegessen habe. Von seiner Torheit, von seiner Liebschaft stand keine Silbe in dem Briefe. In einem Nachsatz beschrieb sie in üblicher Weise einen letztwöchigen Föhnsturm.

„Daß man mir auch noch verzeiht, setzt meiner Narrheit die Krone auf", sagte Donatus, während ihm das Heimatwasser in die Augen schoß.

Von **Wilhelm Schussen** sind früher erschienen:

Bei der **Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin:**

Vinzenz Faulhaber. Schelmenroman. Gebunden M 3,50, geheftet M 2,50.

„Halb Gilblas, halb Narrenschiff, ist dieser in unserer Zeit spielende Roman für eine Volkserzählung, zu der ihn Stil, Farbe und Inhalt bestimmen, noch etwas zu reichlich mit Bildung legiert. Aber als Probestück eines unzweifelhaft eigenartigen Talentes verlangt und verdient er Beachtung und Erfolg." (Der Tag, Berlin.)

Meine Steinauer. Heimatgeschichte. Gebunden M 3,50, geheftet M 2,50.

„Das ist alles wahrscheinlich, derb, drastisch, ohne jede Rücksicht auf irgendwelche konventionelle Sitte und Gewohnheit, daß es den Leser anmutet wie ein kühler, erfrischender Luftzug am schwülen Arbeitstage." (Kreuz-Zeitung, Berlin.)

„‚Meine Steinauer' sind die wunderlichen, putzigen Leutchen aus der Heimat des Dichters da oben im Schwabenwinkel zwischen Donau und Bodensee, und Wilhelm Schussen ist ihr Maler. Ein Freilichtmaler, denn sie stehen da, von Licht, Luft und Sonne umspielt, und hinter ihnen grüßt das tausendhügelige Wiesenland. Schussen hat nicht das Körperlose der Neuromantiker, die im matten Spintisieren mit niedlichen Diminutiven eine altväterische Stilhuberei treiben. Ich möchte ihn mit Spitzweg vergleichen. Eine prachtvolle Sicherheit der Gestaltung hat er gewonnen. Eine feine Beobachtung der simpelsten Vorgänge. Das Kleine wird groß im Ausdruck und in der Unmittelbarkeit des Geschehens. Beseelte Genrekunst, aus Gemütstiefe geboren und mit dem Schalk im Nacken." (Vorwärts, Berlin.)

Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier. Gebunden M 3,50, geheftet M 2,50.

„Es steckt viel Selbstironie und viel kräftige Eigenart, viel Schalkheit und gesunder Lebensmut in den kleinen Skizzen, von deren Reiz ein trockner Bericht um so weniger eine Vorstellung geben kann, als sie auch formal sehr gelungen sind." (General-Anzeiger, Frankfurt a. M.)

„Wo ich das köstliche Büchlein auch aufschlagen mag, überall schaut mich das liebe Gesicht eines jener seltenen Menschen an, deren Blick segnet." (Iserlohner Kreisanzeiger und Zeitung.)

Medard Rombold. Roman. Gebunden M 3,50, geheftet M 2,50.

„Der Roman zeigt wieder, daß Schussen, der schnell beliebt gewordene schwäbische Dichter, über bedeutendes Können verfügt. Ganz prächtig versteht er sich auf die Charakterzeichnung nicht nur der Haupt-, sondern auch der Nebenfiguren, die er, ohne viele Worte zu verlieren, mit wenigen Strichen entwirft. Schussens Stil kann dem der besten deutschen Erzähler an die Seite gestellt werden." (Reichspost, Wien.)

„Ein Werk von starker Wirklichkeitstreue. Wahrlich, so prachtvoll kernig, allgemein menschlich und doch urschwäbisch hat noch keiner den Schwaben gezeichnet, wie Schussen den Wirt zum ‚Goldenen Anker'." (Deutsches Volksblatt, Stuttgart.)

„Der Schwabe Wilhelm Schussen gehört zweifellos zu den feinsinnigsten und vornehmsten Dichtern, die die junge Literatur Deutschlands gegenwärtig aufzuweisen hat. Seine Kunst quillt aus dem Herzen. Nicht der schriftstellernde Wille, nicht die belletristische Phantasie veranlassen bei diesem eigenartigen Charakter die Romane, sondern der innere Reichtum, der sich befreien muß. Darum hat jedes der wenigen Bücher Schussens — etwas Besonderes zu sagen.
(Tägliche Rundschau, Berlin.)

Heimwärts. Gedichte. Gebunden M 2,50.

„Ein echtes Poetenblut ist Wilhelm Schussen. An seinem Gedichtbüchlein ‚Heimwärts' kann man wieder einmal sehen, was für ein köstliches Ding doch unser Volkslied ist; denn das Feinste und Tiefste, was er auf seiner Laute hat, mutet uns an wie ein verwehter Klang aus dem lieben, alten Wunderhorn. Von ihm können übrigens manche moderne Lyriker noch etwas lernen, vor allem die Kunst, ein Gefühl, eine Naturstimmung in wenigen Strichen einfach-bildkräftig auszudrücken, und dann die Melodie des Rhythmus. Es steckt viel deutsche Innigkeit und trauliche Wärme in diesem Buche, und darum muß man es lieb haben." (Kölnische Zeitung, Köln a. Rh.)

„Die Lyriker haben es heute besser als noch vor zwei Jahrzehnten; zum Teil — und zum Glück — auch deshalb, weil sie wirklich besser sind. Auf den schwäbischen Dichter Wilhelm Schussen trifft diese Beobachtung sicherlich zu, das beweist er wiederum durch seine Gedichtsammlung ‚Heimwärts'." (Norddeutsche Allgem. Zeitung, Berlin.)

„Diese Gedichte sind wirklich eine gesunde und schmackhafte Kost. Inmitten all der ungesunden Mirakelei unserer Zeit freut man sich herzlich, einem so gesunden, fest im Wirklichen stehenden Dichter zu begegnen." (Literarisches Zentralblatt, Leipzig.)

Bei **Eugen Salzer, Heilbronn:**

Gildegarn. Roman. Gebunden M 3,50, geheftet M 2,50.

„Schussen zeigt in diesem Werk eine schon früher an ihm gelobte flotte Kunst der Charakteristik, dazu einen starken Humor."
(Germania, Berlin.)

„Der eigentliche Held dieser Geschichte ist das Reformgymnasium der schwäbischen Mittelstadt Plüderbeuren mit all dem Apparat, den eine so gewichtige Anstalt erfordert. Der Hauptbock ist der Herr Professor Dr. Mühlich, der sich glücklich bis zum kurulischen Stuhl des Gymnasiums hinaufwindet. Man muß an dem Prachtexemplar von Schleicher seine helle Freude haben — natürlich nur künstlerische, keine menschliche." (Berliner Tageblatt.)

Bei **Reuß und Itta, Konstanz a. B.:**

Im großen Jahr. Erzählungen. Band I der „Zeitbücher", gebunden M —,50.

Der geadelte Steinschleifer. Erzählungen. Band XXIII der „Zeitbücher", gebunden M —,50.




Princeton University Library
32101 066393982